

Was wirklich wichtig ist..
zum Thema Haltung in der sozialen Arbeit

eev-aktuell

Evangelischer
Erziehungsverband
in Bayern e.V.

Impressum

Den eev-aktuell erhalten:

- Alle dem Evang. Erziehungsverband in Bayern e.V. angeschlossenen Rechtsträger
- Das Bayerische Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie, Frauen und Gesundheit
- Alle bayerischen Jugendämter und Heimaufsichten
- Die Mitglieder der Arbeitskreise des Evang. Erziehungsverbandes in Bayern e.V.
- Interessierte Einzelpersonen

Der eev-aktuell wird herausgegeben vom Evangelischen Erziehungsverband in Bayern e.V., Fachverband im Diakonischen Werk Bayern, 90408 Nürnberg, Pirkheimerstr. 6; Geschäftsführer: Diakon Bernhard Zapf

Der eev-aktuell erscheint zweimal im Jahr. Jede Einrichtung des Verbandes, alle bayerischen Heimaufsichten und Jugendämter erhalten pro Ausgabe ein Exemplar kostenlos.

Weitere Exemplare können zum Bezugspreis von jährlich 6.- Euro incl. Versandkosten bestellt werden. Die Bestellung gilt zunächst für ein Jahr und verlängert sich, wenn das Abonnement nicht bis zum 15. Nov. des jeweiligen Jahres gekündigt wird.

Redaktionskreis:

Sabine Baumgarten, Leiterin der HPT im „Kastanienhof“, Kinder- Jugend- Familienhilfe Ansbach

Evi Grundner, Vorstand der Diakonie Hasenberg, München
Barbara Hering, Bereichsleitung der HPTs im Bezzelhaus Gunzenhausen

Andreas Hüner, Stellvertretender Gesamtleiter, Evangelische Kinder- und Jugendhilfe Feldkirchen

Günter Schmidt, Leiter des Kinder- und Jugendhilfeverbundes „Sonnenhof“ in Feuchtwangen

Bernhard Zapf, Referent für Jugendhilfe im Diakonischen Werk Bayern

„Hotline“ der Redaktion: Tel: 09852/6774-12,

Fax: 09852/6774-67

eMail: schmidt.guenter@eev-bayern.de

Namentlich gekennzeichnete Beiträge werden von den Autoren/innen verantwortet.

Gestaltung: Günter Schmidt

Titelbild: © Picture-Factory - Fotolia.com

Infos aus den Einrichtungen, sowie Beiträge und Leserbriefe senden Sie bitte an:

Evangelischer Erziehungsverband in Bayern,
Redaktion eev-aktuell,

Pirkheimerstr. 6, 90408 Nürnberg,

Tel: 0911/9354-283 o. 284, Fax: 0911/9354-299

Inhalt

- 4 Editorial
- 5 Ratschläge sind auch Schläge
- 9 Auf die Haltung kommt es an!
Wirklich?
- 15 Das Resultat ist ein Gewinn
- 17 Klar in der eigenen Haltung
- 20 Diakonie ist Solidarität mit Gott im Alltag
- 23 Aus dem Verband

Liebe Leserinnen und Leser,

an einem lauen, von Sonne und Wolken durchwachsenen Sonntagnachmittag, sitze ich auf meiner Terrasse und mache mir Gedanken über das Editorial für unseren neuen *eev-aktuell*. In zwei Wochen ist Redaktionssitzung und da soll das Heft im Entwurf vorliegen. Also wieder einmal höchste Zeit, um die übernommene Aufgabe zu erledigen. Aber halt, nur „erledigen“ will ich meinen Auftrag keineswegs, ich möchte eine gute, verständliche Einführung in unser Titelthema verfassen. Möchte Ihnen, liebe Leser, deutlich werden lassen, warum wir das Thema gewählt haben und was uns dabei wichtig ist. Weiterhin möchte ich nicht bei der Redaktionssitzung mit leeren Händen dazusitzen und eine durchsichtige Aussage kreieren müssen, warum ich nicht dazu gekommen, bin das Editorial zu schreiben.

Es hängt also wesentlich von meiner Haltung ab, ob und wie ich meine Aufgabe erledige. Wären mir die Qualität des Heftes und die Reaktionen der Kolleginnen und Kollegen der Redaktion egal, würde ich statt zu schreiben in die Eisdielen gehen und den Sommer genießen. Ehe ich bei Ihnen nun Mitleid auslöse, unsere Terrasse bietet einen sehr schönen Ausblick, man sitzt recht angenehm und außerdem habe ich mir in einer Schreibpause auch einen selbstgemachten Eisbecher gegönnt.

Um was geht es nun im Titelthema dieses Heftes, es geht um die Haltung, mit der wir Pädagoginnen und Pädagogen unsere Arbeit leisten. Der Redaktionskreis des *eev-aktuell* ist der Auffassung, dass es sich dabei um eine der zentralen Fragen unserer Arbeit handelt. Brilliant formulierte Leitbilder und ausgeklügelte Qualitätshandbücher sind wertlos, wenn wir als Mitarbeitende unserer Arbeit nicht mit der entsprechenden Haltung gegenüberstehen. Nun stellt sich die Frage, gibt es **DIE** einzig richtige Haltung überhaupt? Ich denke, wie so oft, muss auch die Frage der Haltung im pädagogischen Feld differenziert gesehen werden.

Mit diesem Heft wollen wir uns auf die Spur machen und versuchen zu ergründen, welche Haltungen in unserer Arbeit hilfreich und förderlich sind. Welche Haltungen bzw. Einstellungen müssen Mitarbeitende

evangelischer Erziehungshilfeeinrichtungen mitbringen, damit die Arbeit in unseren Einrichtungen und Diensten nicht beliebig wird, damit Leitbilder und Qualitätshandbücher lebensnah umgesetzt werden, zum Wohl der betreuten Kinder und Jugendlichen und ihrer Familien.

Dazu haben sich die Mitglieder des Redaktionskreises auf die Suche nach Beispielen und Einstellungen in ihrer Umgebung gemacht und diese jeweils in einem Statement zu Papier gebracht. So haben wir das Thema „Haltung“ aus unterschiedlichen Blickwinkeln zunächst einmal eingekreist und Andreas Hüner hat die Statements abschließend zu einem Artikel verbunden.

Der Leiter der Fachakademie Rummelsberg, Dr. Johannes Haeffner, zeigt am Beispiel der Beteiligung von Studierenden an schulischen Entscheidungs- und Entwicklungsprozessen auf, mit welchen Problemen so ein an sich wünschenswerter Prozess einhergeht, und welchen Einfluss sowohl die Haltung der Studierenden, als auch die Haltung des Lehrerkollegiums auf diesen Prozess hat.

Wie die Haltung der Mitarbeitenden bei der Betreuung von unbegleiteten minderjährigen herausgefordert wird, schildert Werner Pfingstgraef in seinem Beitrag zu unserem Titelthema.

Was ein Leitbild in der Einrichtung mit dem Thema Haltung zu tun hat und wie sich der Prozess zur Überarbeitung des Leitbildes gestalten kann, schildert Barbara Hering am Beispiel des Bezzelhauses. Falls Sie, liebe Leserinnen und Leser, sich durch das Thema angesprochen fühlen, freuen wir uns auf Rückmeldungen, die gegebenenfalls mit in das nächste Heft aufnehmen können.

Wir wünschen Ihnen, liebe Leserinnen und Leser anregende Gedanken beim Durchlesen dieses Heftes und eine erholsame Sommer- und Urlaubszeit.



Redaktionsteam eev-aktuell

Ratschläge sind auch Schläge

Zur Haltung in der sozialen Arbeit

Im Neuen Testament finden sich einige Stellen, welche die Haltungen von Menschen gegenüber ihren Nächsten hinterfragen. Die Passagen handeln von Splintern und Balken in den jeweiligen Augen, von Steinen, die nur werfen sollte, wer frei von Schuld ist oder von einem gesellschaftlichen Außenseiter, der im Gegensatz zu den etablierten Kräften des Neuen Testaments, heute könnte man sagen, im Gegensatz zu den Professionellen, unbürokratisch hilft. Wer durch das Studium der Sozialen Arbeit gekommen ist, wurde mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit mit dem Themenbereich der eigenen, persönlichen und professionellen Haltung konfrontiert – und das ist auch gut so.

Doch zunächst nähern wir uns dem Thema enzyklopädisch.

Der moderne, vernetzte Mensch hat es, wenn er eine Erklärung für einen Begriff sucht, etwas einfacher als die Menschen früher. In der Prä-Computer-Ära musste man immerhin noch ein Lexikon oder besser eine Enzyklopädie besitzen, um Antworten auf seine Fragen zu suchen. Heute genügt ein Internetzugang. Bei Wikipedia stößt der Leser nach Eingabe des Suchbegriffes „Haltung“ unter anderem auf:

- Gesinnung, die auf ein Ziel gerichtete Grundhaltung eines Menschen
- Haltung bewahren bzw. Contenance, die Gelassenheit in schwierigen Situationen

- Haltung bzw. Einstellung, die persönliche Meinung zu einer Angelegenheit

Diese Aufzählung ließe sich noch lange fortführen, doch was steckt hinter diesen Aussagen?

„Als Gesinnung wird die durch Werte und Moral begrenzte Grundhaltung bzw. Denkweise eines Menschen angesehen, die den Handlungen, Zielsetzungen, Aussagen und Urteilen des Menschen als zugrundeliegend betrachtet werden kann.“

Im Umkehrschluss bedeutet dies, um professionell handeln zu können, müssen wir uns unserer Gesinnung bzw. Haltung bewusst werden und dieses „Selbstbewusstsein“ in unsere Überlegungen einbeziehen, wenn wir dem Gegenüber die von ihm gewünschte Hilfe zukommen lassen wollen.

Was für eine banale, aber doch so wichtige Aussage steht da im letzten Satz: ...wenn wir dem Gegenüber, die von ihm gewünschte Hilfe zukommen lassen wollen.

Ist es nämlich nicht manchmal im professionellen Alltag verlockend, z.B. in einem Beratungsgespräch, aus dem reichen Schatz der beruflichen und privaten Erfahrungen gute Ratschläge anzubringen, weil doch die geschilderte Situation der Familie geradezu danach schreit? Warum sind wir manchmal so weit entfernt von der wertschätzenden Grundhaltung, warum entrüsten wir uns und werten die Lebenswelten der zu betreuenden Familien ab? Das könnte an unseren „professionellen“ Einstellun-

gen liegen. „Einstellung bezeichnet in der Psychologie die aus der Erfahrung kommende Bereitschaft eines Individuums in bestimmter Weise auf eine Person, eine soziale Gruppe, ein Objekt, eine Situation oder eine Vorstellung wertend zu reagieren...“ Interessant erscheint hier die Feststellung, dass es sich um die „aus der Erfahrung kommende(n) Bereitschaft“ handelt, auf unsere Umwelt „wertend zu reagieren“. Spätestens an dieser Stelle entlarvt sich die Aussage „das sehe ich völlig wertfrei“ als Illusion. Ebenfalls wird klar, dass unsere Einstellung bzw. Haltung erworben und nicht per se vorhanden ist. Deshalb ist es für Mitarbeitende in pädagogischen Arbeitsfeldern wichtig, sich über die prägenden Erfahrungen in der eigenen Entwicklung möglichst klar zu werden.

Doch wie werde ich mir klar über diese ureigenen und persönlichen Erfahrungen, die mich beeinflusst haben? Vielleicht kann Otto Herz hier helfen. Wer Otto Herz einmal live erlebt hat, der hat eine Ahnung davon, vielleicht sogar eine Vision, was es bedeuten könnte oder für ihn ganz persönlich bedeutet. In seinen mitreißenden Beiträgen, die vor Energie nur so sprühen, berichtet Otto Herz voller Freude, was Pädagogik sein kann und dass Pädagogik Freude macht. Herz hat dafür das Alphabet neu erfunden, das ABC der guten Schule, welches aber sicher nicht nur für den Bereich der schulischen Bildung gut passt.

Lesen Sie doch mal diese Buchstaben:

- H:** zum Helfen herausfordern
- A:** Eine Atmosphäre der Achtung, Anerkennung und der Akzeptanz aufbauen
- L:** Auf die Lust am Leisten Wert legen und das Loben lieben
- T:** Den Tag leben und das Tagwerk prüfen
- U:** Unterschiede unterstützen und über Unvollkommenheiten nicht unzufrieden sein
- N:** der Nähe zur Nachbarschaft nachspüren
- G:** gelingende Gemeinsamkeit genießen

Unschwer ist zu erkennen, die ausgewählten Buchstaben sind entsprechend der Themensetzung des Heftes zusammengeführt. **HALTUNG** ist das Wort, zu dem die Buchstaben zusammengefügt sind. Und unschwer ist auch zu erkennen, die Impulse, die aus den Buchstaben abgeleitet werden, nehmen die Grundlagen auf, die sicher auch mit Fragen eigener und professioneller pädagogischer Grundhaltung verbunden werden können.

Es fällt auf, dass gerade jetzt wieder viel zum Thema „Pädagogische Kunst und professionelle Haltung“ zu lesen ist. Nicht nur der Evangelische Erziehungsverband befasst sich mit Überlegungen zu Grundlagen, Haltungen und Anforderungen für professionelle Erziehungsarbeit. Die Frage drängt sich förmlich auf: Woher kommt das – stehen wir in der Kinder- und Jugendhilfe in einer Krise, die zur Reflexion oder gar erneuten Positionierung Anlass geben muss? Braucht es eine Neubesinnung auf pädagogische Tugenden oder die Ziele pädagogischer Arbeit?

Ist das eben verabschiedete Kinderschutzgesetz Ausdruck mangelnder Fähigkeiten und Erfolge bei der Umsetzung des Erziehungsauftrages öffentlicher und/oder freier Jugendhilfeträger? Haben die Experten die Orientierung verloren – oder woran liegt es, dass neu und ausdrücklich formuliert wird, dass junge Menschen eigene Rechte haben, mehr zu beteiligen sind? Zugegeben, zu diesen Fragen schweben viele Phantasien ohne schlüssige Antworten im Raume. Es ist nur schwer zu erklären, warum gerade jetzt Jugendämter mit Imagekampagnen auf die Sinnhaftigkeit ihres Tuns hinweisen oder die Diskussion um die Wertorientierung von Erziehungshilfen in Einrichtungen bestimmen. Es mag an der Tatsache liegen, dass trotz ausgeklügelter Hilfesysteme immer wieder junge Menschen Schaden nehmen, vielleicht liegt es aber auch daran, dass trotz intensiver Bemühungen die Fallzahlen – und damit die Kosten für Maßnahmen – der Hilfen zur Erziehung steigen? Wie auch immer: Es scheint müßig über die Gründe zu spekulieren. Vielleicht ist es einfach gut und an der Zeit, sich wieder einmal darauf zu besinnen, was Jugendhilfe leisten kann und braucht. Und spätestens jetzt sind wir mitten im Thema gelandet und mitten in der Fachdiskussion, die wir ungeachtet der Gründe – gern fordern und fördern.

Die Frage steht im Raum, wie es gelingt, z. B. Kinderrechte umfassend in komplexen Strukturen der vielfältigen Hilfen zur Erziehung sicher zu stellen. Wir fragen uns, was junge Menschen und Familien brauchen, um in einer Gesellschaft, in der die Spanne zwischen arm und reich immer größer wird, bestehen zu können. Es ist banal und nicht nur Fachkräfte wissen: „Wer Weizen ernten will, muss Weizen säen“. Also versuchen wir zu definieren, welche Fähigkeiten und Fertigkeiten helfen und benötigt werden, um die Herausforderungen von Schule oder beruflicher Ausbildung bestehen zu können.

Klar ist: Die bloße Kenntnis wissenschaftstheoretischer oder praktischer Grundlagen der Pädagogik und der benachbarten Disziplinen genügt nicht. Es geht im Kern nicht nur um die Fragen der Finanzierung von Leistungen, um Stellenschlüssel oder um die Vor- und Nachrangigkeit von Hilfen, es geht nicht nur um die Qualität des Zusammenspiels der Fachkräfte, oder Intensität der Kooperation öffentlicher und freier Jugendhilfeträger, und es geht nicht nur um Inhalte strategischer Personalentwicklung oder spezifischer Qualifikationen – es geht offensichtlich um mehr. Aber worin zeigt sich nun dieses „mehr“? Was bestimmt das Verhältnis der Pädagogen zu den jungen Menschen und umgekehrt.

Bei der Beantwortung dieser Fragestellung hilft möglicherweise ein Blick in den Alltag unseres pädagogischen Handelns und Wirkens. Es ist ein Blick von den sog. Ehemaligen, die in den Einrichtungen selber betreut wurden, dort einen Teil ihres Lebens verbracht haben.

Lesen Sie diese kleine Geschichte von einem dieser Kinder:

„Wir haben damals schon immer wieder ziemlich viel Unfug angestellt. An dem Zaun da, der war damals noch aus Holz und sehr hoch. Wir wussten zwar, dass daneben ein Kindergarten ist, haben auch manchmal was gehört, aber wir konnten nichts sehen. Und dann haben wir angefangen, Dinge rüber zu werfen. Und die haben zurückgeworfen und wir haben immer weiter gemacht und dann sind da auch plötzlich Steine geworfen worden – auch von mir.

Und da hat die Christl uns zusammen gerufen und hat gesagt, dass wir jetzt reingehen und dass sie ganz dringend mit uns reden muss.

Und sie hat uns erklärt, was passieren kann, wenn wir da Steine werfen und sie hat gesagt, dass wir jetzt rüber gehen in den Kindergarten und uns dort entschuldigen. Zuerst wollten wir nicht, weil die ja auch geworfen haben, aber sie hat uns erklärt, dass wir ja die Älteren, die Größeren und die Vernünftigeren sind, und dann sind wir halt mitgegangen.

Und dann haben wir festgestellt, dass das gar nicht so schwer ist, mit dem Entschuldigen; und dass die vom Kindergarten auch ganz nett sind und wir haben uns verabredet und haben manchmal später was zusammen gemacht.

Und da hab ich gelernt, dass eine Situation noch so verfahren sein kann, man kann immer selbst dazu beitragen, dass es wieder gut wird. Manchmal braucht man halt ein bisschen Mut dazu.“

Wenn Kinder sich nach Jahren noch so genau an ihre Pädagogin erinnern, dann hat dies etwas mit der Haltung dieser Pädagogin zu tun, mit ihrer Wertschätzung den Kindern gegenüber, mit der Ernsthaftigkeit, mit der sie sich mit den Kindern auseinandergesetzt hat, mit der Beziehung, die sie eingegangen ist, die sie auch wieder verlassen konnte und die Kinder auch.

Ebenso ist es sehr berührend, wenn Kinder wieder kommen, mit ihrem Gesellenbrief, mit ihrem Abiturzeugnis, sich mit einer Mail melden und fragen, ob die oder der noch da sind, weil sie „ihren“ Pädagoginnen den Meilenstein ihrer Entwicklung zeigen möchten. Weil sie gerade etwas geschafft haben, zurückdenken an Personen, denen diese mittlerweile jungen Erwachsenen, einen Anteil daran geben, dass etwas aus ihnen geworden ist.

Diese Kinder, mittlerweile jungen Erwachsenen, sind nach ihren Ressourcen optimal gefördert worden. Sicher sind den Kindern in ihrer Entwicklung auch Fehler unterlaufen. Aber der Fehler diente hier als Entwicklungschance und nicht als fortwährend wiederholter Makel oder Kritikpunkt. Sinnvolle Pädagogik setzt dort an, wo Ressourcen vorhanden sind, nicht wo Defizite belasten. Dabei spielt das eigene Handeln als Modell und Vorbild eine unschätzbare Rolle.

Damit wird natürlich kein Anspruch auf die „Unfehlbarkeit“ einer Pädagogin erhoben. Nein, Fehler und Unzulänglichkeiten gibt es und sie lassen den Erziehenden klar und echt für das Gegenüber erscheinen. Sich gegenseitig wertschätzen, den Bedürfnissen der Kinder, Jugendlichen und deren Eltern offen gegenüber zu stehen, wirkt modellgebend. „Wie gehe ich mit Konflikten um“, „wie spreche ich mit anderen“, sind dabei Kernfragen.

Zur Wahrung der Menschenwürde gehört es einfach dazu, sie oder ihn zu sehen, zu hören und mit ihr und ihm zu sprechen, ohne zu werten. Das eigene Wissen und die persönliche, professionelle Kompetenz in den Dienst des Kindes oder Jugendlichen zu stellen und nicht von oben herab als der Experte aufzutreten.

Dabei gilt es, ständig sein eigenes Denken und Handeln zu reflektieren und auf die jeweiligen Erfordernisse abzustimmen. Im Studium ist mir der Satz eines Professors noch heute in guter Erinnerung. Er räumte ganz kurz und knapp mit einem typischen Sozialpädagogenspruch auf. Sie kennen den Spruch: „Wie geht es Ihnen damit?“ Der Professor wusste, dass wir diesen Spruch gern ins Lächerliche

ziehen und konfrontierte uns, indem er nur die Frage stellte: Ob wir uns vorstellen könnten, wie viele Menschen diesen Satz noch nie gehört hätten, es aber so gerne täten? Wir sollten uns dessen immer bewusst sein, dass wir nicht studieren, um hohle Phrasen zu dreschen, sondern um uns eine eigene Haltung zu ganz einfach erscheinenden Fragen zu erarbeiten, die wir als wirklich gute Pädagogen auch nur dann im Wissen um unsere eigene Haltung, um unsere Gesinnung, wirklich so stellen können, dass die Betreuten diese Frage auch ernst nehmen und sich ernst genommen fühlen.

Wir als Professionelle werden die Menschen nicht durch schlaue Reden und Worthülsen verändern. Verändern kann sich jeder nur selber, und wie schwierig das ist, weiß jeder, der unliebsame Gewohnheiten aufgeben will.

Was wir können, ist, die Familien auf ihrem Weg zu einer von ihnen gewollten oder akzeptierten Veränderung begleiten, unterstützen, ermuntern und ihnen auch helfen, Rückschläge zu verarbeiten und weiter zu machen.

Und während wir das tun, immer mal inne halten und nachdenken, was wir gerade tun, um nicht in die Falle der gut gemeinten Ratschläge zu geraten, die andere eher als Schlag empfinden.

Folgende japanische Weisheit beschreibt dies so: „Lass Dir doch helfen, sonst ertrinkst Du noch“, sagte der Affe zum Fisch und setzte ihn neben sich auf den Baum.

Das Redaktionsteam

Freundliches Grüßen bei der Begegnung

In einigen Einrichtungen des Verbandes wurde für dieses Heft eine kurze Umfrage gestartet mit zwei Fragen:

- 1. Was bedeutet Wertschätzung geben/ erleben für mich in meiner Einrichtung?**
- 2. Was kann ich selber tun, welche Ideen habe ich dazu?**

Durch die offene Fragestellung kam eine große Bandbreite von Antworten zusammen.

In einer ersten Auswertung wurden diese Aussagen verschiedenen Themenfeldern zugeordnet. Dazu nun ein kleiner Ausschnitt mit Unterpunkten:

Zur Frage 1:

Arbeitsklima, Beispiel: Ein Lächeln, Freundliches Grüßen bei Begegnung

Entlohnung, Beispiel: Dies (Wertschätzung) ist eine andere Form der „Entlohnung“, da unsere Berufsgruppen nicht zu den Großverdienern zählen. Ich hätte gerne noch mehr Möglichkeiten über die verbale Wertschätzung hinaus zu geben.

Aufgabenverteilung/ Einbindung in die Einrichtung, Beispiel: Würdigung der Arbeit ist wichtig: Aufgreifen von Ideen der Mitarbeiter oder Vergabe von Aufgaben und Projekten an Mitarbeiter.

Haltung der Leitung, Beispiel: Wenn der Dienstvorgesetzte hinter mir steht in schwierigen Situationen.

Haltung, Beispiel: Anliegen anderer ernst nehmen, wenn sie auf mich zukommen und mich für die Anliegen einsetzen.

Akzeptanz und Annahme, Beispiel: Die Fehler der Anderen akzeptieren und auf die Talente konzentrieren.

Aktives Handeln, Beispiel: Aufmerksam zuhören und hinschauen, mir Zeit nehmen für Gespräche.

Eigene Bedürfnisse, Beispiel: Positiv wahrgenommen werden als Person, nicht nur in der Funktion.

Klienten, Beispiel: Oft überrascht, wie gleichgültig und selbstverständlich die Klienten bestimmte Dinge sehen und sich nehmen.

Dr. Johannes Haeffner

Auf die Haltung kommt es an! Wirklich?

Partizipation – tatsächlicher Entwicklungsraum oder nur schulisches Zielideal?

1. Kritische Vorüberlegungen

In einem seiner zentralen pädagogischen Werke erzählt Winfried Böhm eine Anekdote, die aus dem Neapel des ausgehenden 19. Jahrhunderts überliefert ist: „Eines trüben Herbstmorgens findet sich ein Patient in der Sprechstunde des berühmten Nervenarztes der Stadt ein; er klagt über tiefe Depressionen und eine furchtbare Melancholie; vor allem am Abend überkomme ihn regelmäßig beklemmende Lebensangst; er könne nicht mehr lachen, er habe jegliche Lebensfreude verloren. Der Arzt hört sich seine Geschichte an und verordnet ihm dann eine seltsame Therapie. Er erzählt dem offenkundig Gemütskranken, in der Stadt gastiere derzeit der im ganzen Lande bekannte Komiker Carlini; seine Vorstellungen seien ein wahres Feuerwerk der Lebensfreude, er sprühe geradezu über vor zündendem Witz, und kein Zuschauer könne sich seinem aus der Tiefe eines übersprudelnd lebensfrohen Gemüts entspringenden Humor entziehen; die zwei Stunden Theater seien ein wahres Reinigungsbad für gequälte Seelen. Er, der Arzt, habe sich die Vorstellung Carlinis zweimal angeschaut, er habe sich dabei halbtot gelacht, und er könne ihm, dem Patienten, keine bessere und vor allem wirkungsvollere Therapie verschreiben, als daß er gleich heute Abend ins Theater gehe und sich von Carlini kurieren lasse. Der Patient stutzt einen Augenblick verduzt, wird noch ernster und murmelt dann kaum verständlich, dieser Rat nütze ihm nichts,

diese Therapie werde bei ihm nicht fruchten, denn – er sei selbst Carlini“ (Böhm 1995, S. 11).

Die Anekdote enthält eine Lebensweisheit, die die meisten von uns schon im privaten bzw. beruflichen Kontext mehr oder weniger leidvoll erfahren haben: Denken und Tun, Schein und Sein, Idee und Wirklichkeit, Wollen und Sollen sind nicht kongruent und schon gar nicht identisch. Selbst die Geschichte der Pädagogik überliefert eine ganze Menge an Anschauungsbeispielen solcher Inkongruenzen. Da ist beispielsweise Jean Jacques Rousseau, der Entdecker des Kindes und brillante Erziehungstheoretiker, der aber selbst seine eigenen Kinder in ein Findelhaus gegeben hat.¹ Oder Johann Heinrich Pestalozzi, Vater der Volksschulbildung und als Gründer der Elementarmethode weltweit verehrt, dessen sozialpädagogische Unternehmungen fast ausnahmslos scheiterten (vgl. Reble (1995, S. 220ff).² Ebenso Maria Montessori: Ihrer Grundhaltung nach vertritt sie eine Pädagogik ‘vom Kinde aus’, stellt ihren eigenen Sohn allerdings hinter ihre akademische Karriere, indem sie den kleinen Mario bei einer Amme auf

1 Allerdings gibt Feuchtwanger in seinem Rousseau-Roman „Narrenweisheit“ zu bedenken, dass Rousseau bei keinem einzigen Kind sicher sein konnte, ob er tatsächlich der Vater war (vgl. Böhm 1995, S. 12).

2 Nicht nur der Lehrerstreit an seiner Musterschule in Ifferten ist literarisch belegt. Auch das traurige Schicksal von Pestalozzis Sohn Jacob, „dessen Erziehung ihn zunächst in tiefe seelische Verwirrung und am Ende gar in den Tod treibt“ (Böhm 1995, S. 12).

dem Lande versteckt.³ Die Liste der Beispiele ließe sich noch bis zum „Sündenfall“ der Odenwaldschule (Füller 2011) fortführen. Sie alle demonstrieren nicht nur eindrücklich, dass zwischen der pädagogischen Geschichtsschreibung einerseits und einer Tatsachengeschichte der Erziehung andererseits mitunter ein garstiger Graben klafft, sondern führen uns den Spiegel des menschlichen Lebens und dessen Doppelgesichtigkeit vor Augen. Dies im Blick zu haben, wenn von pädagogischen Haltungen die Rede ist, kann nützlich sein und vor Illusionen schützen. Denn prinzipielle Haltungen führen noch nicht zwangsläufig zu entsprechendem Verhalten. Mehr noch: In pädagogischen Konzeptionen werden immer wieder ideale Bilder pädagogischer Praxen erzeugt. In disziplinlogischer und damit erziehungswissenschaftlicher Betrachtung formuliert die Pädagogik hierdurch ideale Bezugspunkte ihres Handelns und schreibt sich in der Folge selbst gesellschaftliche Funktionen und Leistungen zu, die ihre expansive Durchsetzung befördern. Nach Helsper konstituiert die Pädagogik somit eine doppelte Differenz: die „Differenz zur eigenen schlechten Praxis – die häufig als Ausdruck ihrer ungenügenden oder verzerrenden sozialen Institutionalisierung erschien – und die Differenz zur unvollkommenen sozialen und menschlichen Wirklichkeit, die pädagogisch zu vervollkommenen wäre“ (Helsper 1996, S. 521f.).

Reflexionen zu pädagogischen Konzepten und erzieherischen Grundhaltungen sind dazu angehalten, die drohenden auseinanderklaffenden Gegensätze zwischen pädagogischen Ideen und pädagogischer Wirklichkeit, zwischen pädagogischem Denken und pädagogischem Handeln im Blick zu behalten. Meist stimmen sie nicht überein. Sie gar für dasselbe zu halten, verhindert nicht nur die kritische Reflexion sondern auch eine konstruktive Weiterentwicklung pädagogischer Praxis.

2. Grundhaltungen und Zielperspektiven an der Fachakademie für Sozialpädagogik in Rummelsberg

Bewusstsein der eigenen beruflichen Haltung

Die persönliche Haltung zum und im Erziehungsgeschehen hat eminent hohe Bedeutung für das berufliche Handeln der Erziehenden und damit auch für die Ausbildung. Insofern arbeiten wir an der Rummels-

³ Liest man die Inschrift auf Montessoris Grab: „Ich bitte die lieben Kinder, die alles können, mit mir zusammen für den Aufbau des Friedens zwischen den Menschen und in der Welt zu arbeiten“ im Lichte ihrer Verstrickung mit dem italienischen Faschismus, dann mutet auch dieser fromme Apell bisweilen eher seltsam an.

berger Fachakademie für Sozialpädagogik mit unseren Studierenden⁴ intensiv an deren Entwicklung zu reifen und reflektierten Erzieherpersönlichkeiten. Dabei sind viele verschiedene Qualitäten gefordert, so beispielsweise die Fähigkeiten, differenziert wahrzunehmen und Beziehungen zu Kindern, Jugendlichen und Mitarbeitenden zu gestalten oder die Kompetenz, sozialpädagogisches Handeln und dessen Rahmenbedingungen zu reflektieren und zu analysieren. Die Haltung der Erziehenden hat immer eine wertbezogene Grundlage. Zu den beruflichen Kernkompetenzen gehört es, diese Grundlage zu kennen, sie in praktische Lebensvollzüge umzusetzen und sie Kindern und Jugendlichen zielgruppengerecht zu vermitteln. Die Werte, an denen sich Lehrende und Studierende bei uns orientieren, haben ihren Hintergrund einerseits im Menschenbild der Bibel, andererseits im emanzipatorischen Gedankengut der europäischen Aufklärung. Es geht darum, die Stärken und Potentiale von Kindern, Jugendlichen und Mitarbeitenden zu sehen und für Entwicklung fruchtbar zu machen. Wir setzen an bei der Aktivität, Kreativität und Interaktion aller am Erziehungsgeschehen Beteiligten. Allerdings darf die Angewiesenheit und Bedürftigkeit jedes Menschen nicht übergangen werden – weder die eigene noch die der anderen. Sonst entstehen unangemessene Hierarchien und pädagogische Macht wird missbraucht.

Schulkultur und Begegnungshaltungen der Lehrenden: Wertschätzung, Verstehen und Echtheit

Wir gehen davon aus, dass unsere Studierenden nur das, was von ihnen mit innerer Beteiligung verstanden, erlebt und bewegt wurde, auch verinnerlichen und lernen. Grundlage hierfür ist der soziale Rahmen, in dem an unserer Fachakademie gelernt wird. Als Lehrende folgen wir dem humanistischen Ansatz der Gesprächspsychotherapie nach Carl Rogers und bringen drei Aspekte einer Begegnungshaltung in die Beziehungen zu unseren Studierenden ein: Wertschätzung, Verstehen und Kongruenz.

Wertschätzung meint eine Haltung der unbedingten Akzeptanz dem Anderen gegenüber, ein bedingungsloses Annehmen der anderen Person und äußert sich in einer positiven Zuwendung. Der Studierende wird geachtet, so wie er ist. Wertschätzung zeigt sich u.a. durch den Willen und die Fähigkeit zuzuhören. Für unsere Ausbildung konstitutiv ist des-

⁴ Die Schulordnung für die Fachakademien für Sozialpädagogik in Bayern (FakOSozPäd) spricht bei den sich in Ausbildung Befindenden nicht von Schülern, sondern von Studierenden. Wir haben ganz bewusst vor Jahren damit begonnen, typisch schulische Terminologien wie beispielsweise Schule, Klasse oder Lehrerkonferenzen durch erwachsenenbildnerische Begriffe zu ersetzen.

halb eine 'Kultur des Einander-Zuhörens' im Umgang miteinander. Die Eigenarten einzelner Studierender und ihre unterschiedliche Meinungen sollen zum Vorschein kommen (dürfen) und Respekt erfahren, z.B. in Diskussionen.

Verstehen bedeutet, dass wir uns dem anderen mit einem einführenden Verstehen nähern. Dies beinhaltet auch, dass wir das Gewordensein unserer Studierenden aufgrund lebensgeschichtlicher Erlebnisse verstehen und so auch 'schwierige' Verhaltensweisen in einem Zusammenhang einordnen können. Verhalten einzelner Studierender wird auf der Grundlage ihrer Geschichte verständlich. Eine zentrale Bedeutung hat bei der Umsetzung von Verstehen das Verbalisieren von Gefühlen. Rogers misst der Verbalisierung von Gefühlen in Beratung und Therapie einen ganz wichtigen Platz für eine Veränderung in eine positive Richtung zu – wie auch in der Entwicklung von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Von daher gehen wir davon aus, dass Gefühle prinzipiell 'okay' sind, in eine Beziehung gehören und dort offen geäußert werden sollen (auch uns Lehrenden gegenüber).

Echtheit nennt Rogers die Übereinstimmung mit sich selbst. Mich zeigen wie ich bin, anderen kein Theater vorspielen, sondern meine Sicht der Dinge und vor allem wiederum meine emotionale Befindlichkeit zum Ausdruck bringen, sind ebenfalls wichtig für eine gute Entwicklung von jungen Menschen. Als Lehrende tun wir dies, wenn wir Kursen oder Einzelnen zurückmelden, wie wir sie gerade erleben, welche Gefühle bei uns durch ihr Verhalten ausgelöst werden. Vor allem werden wir als Personen hinter unserer Rolle als Lehrende für unsere Studierenden transparent, wenn wir unsere persönlichen Grenzen beispielsweise am Thema 'Lautstärke' in Lehr-Lernprozessen' deutlich machen. Auf der anderen Seite unterstützen wir unsere Studierenden, wenn wir sie ermuntern, sich ebenfalls auf diese Weise zum Ausdruck zu bringen, weil wir davon ausgehen, dass sie diese Fähigkeiten in der Beziehung zu Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit einbringen sollten, um deren Selbstaktualisierung zu fördern.

Anthropologische Grundlage ist die dem Menschen nach Rogers innewohnende 'Aktualisierungstendenz', die „den Menschen in Richtung auf das bewegt, was als Wachsen, Reife, Lebensbereicherung bezeichnet wird“ (Rogers 1983, S. 491). In einer Schulkultur von Wertschätzung, Echtheit und Verstehen entwickeln Studierende durch Freisetzung ihrer

Aktualisierungstendenz u.a. mehr Autonomie (statt Abhängigkeit), Selbstakzeptanz und Selbstachtung (statt Selbstablehnung und Abwertung), Bewusstheit gegenüber eigenem Erleben, Flexibilität und mutige Kreativität. Über diese drei Grundhaltungen und deren Umsetzung im Alltag der Fachakademie wollen wir in Gruppen- und Einzelgesprächen unseren Studierenden die Möglichkeit anbieten, an der Identität und Ausrichtung ihrer Erzieherpersönlichkeit zu arbeiten. Was uns als Rummelsberger Fachakademie in der Pflege dieser Schulkultur hilfreich zugute kommt, ist das Vorhandensein von zusätzlichen Kommunikationsräumen in Form von Lehrerbüros. Fachakademien sind faktisch Ganztagessschulen. Die Rummelsberger Fachakademie bietet die Möglichkeit, ihrem Stammpersonal eigene Büroräume zur Verfügung zu stellen. Für die Studierenden ermöglicht sie damit die Chance, Lehrende nicht nur am Vormittag zu kontaktieren, sondern darüber hinaus auch an den Nachmittagen zu Beratungsgesprächen aufzusuchen. Die 'Kultur der offenen Türen' ist in unserer Schule seit vielen Jahren ein stehender Begriff.

Partizipation als Zielperspektive und Prozess

Studierende an Fachakademien für Sozialpädagogik haben 10, 12 bzw. 13 Jahre Schulerfahrung im bayerischen Schulsystem hinter sich. Sie kennen wenn, dann konventionelle Repräsentationsformen schulischer Partizipation. Diese Formen werden meist unter der Terminologie Schülermitverantwortung (SMV) zusammengefasst. Es handelt sich hierbei i. d. R. um Klassensprecher, Schülersprecher, Schülerräte, Schulkonferenzen, regionale und überregionale Gremien der SV und die Schülerzeitung (vgl. Wedekind/Schmitz o.J., S. 7). Allerdings definiert sich Schule immer noch, so Wedekind und Schmitz, einseitig über die Organisation des Wissenserwerbs in Bezug auf einen vorgefassten Lernzielkatalog im Rahmen der Fächer (vgl. ebd., S. 3). Für Fachakademien für Sozialpädagogik ist dieser Befund hoch bedeutsam. Die Bildung und Ausbildung von Studierenden folgt hier nicht einem Selbstzweck. Vielmehr sind die zukünftigen Erzieherinnen und Erzieher Multiplikatoren in Sachen Erziehung und Bildung in verschiedensten sozialpädagogischen Arbeitsfeldern der Kinderkrippe und Kindertagesstätte, Hilfen zur Erziehung (teilstationäre bzw. stationäre Erziehungshilfen), Kinder- und Jugendarbeit, Ganztagessschule und Behindertenhilfe. Sie sind es, die in ihrem pädagogischen Alltag mitarbeiten an der Aufgabe, aus Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen souveräne, selbstbewus-

ste und verantwortungsbewusste Persönlichkeiten zu entwickeln. Von daher ist es grundlegend, dass unsere Studierenden selbst in ihrer Gesamtbildung eine Schulkultur erfahren, in der nicht nur Begegnungsangebote zwischen Lehrenden und Studierenden im Sinne der humanistischen Psychologie ge- und erlebt werden, sondern in der sie zur Partizipation an schulischen Entscheidungsprozessen ermutigt werden. Insofern erfährt Partizipation im Kontext der Fachakademie eine bildungstheoretische Wendung. Das Konzept der Partizipation als pädagogische Zielrichtung birgt die Möglichkeit, die Leistungen und Leistungsbereitschaft der an ihr Beteiligten zu verbessern. Allerdings ist auch hier Vorsicht geboten. Der unscharfe Begriff der Partizipation – ins Deutsche meist übertragen mit ‘Beteiligung’, ‘Mitbestimmung’ oder ‘Teilhabe’ – geschieht nicht voraussetzungslos, ist vielmehr an Bedingungen gebunden. Partizipation an Fachakademien bedeutet, dass einzelne oder Gruppen von Studierenden „freiwillig aktiv werden mit dem Ziel, eine Situation oder einen Sachverhalt, von dem sie *betroffen* sind, zu verändern bzw. zu verbessern“ (ebd., S. 11; Hervorhebungen im Original; JH). Somit sind drei konstitutive Merkmale von Partizipation benannt, nämlich Freiwilligkeit, Zielgerichtetheit und Betroffenheit. Wenn also das Prinzip der Partizipation an Fachakademien wirksam werden soll, dann muss darüber nachgedacht werden, wie Studierende in Prozessen, von denen sie betroffen sind, in Planungs-, Entscheidungs- und Gestaltungsprozessen einbezogen werden können.

3. Handlungsfelder von Partizipation

Wir gehen davon aus, dass schulische Partizipation nicht nur einen Beitrag zur Persönlichkeitsentwicklung unserer Studierenden leistet, sondern zudem zur Veränderung und Entwicklung unserer Fachakademie beiträgt. Dies bedeutet, dass Fachakademieleitung und Lehrende Studierenden ein Vorschussvertrauen zugestehen, damit sie aktiv an der Veränderung ihrer Lern- und Lebensräume beteiligt werden können. Unsere Studierenden verfügen über ein „großes, ehrliches, phantasievolles und vor allem kritisches Potential“ (Schröder 1995, S. 53). Dieses kreative Potenzial kann für die Entwicklung von Schule genutzt werden. Diese erweiterte Mitbestimmungsmöglichkeit im Kontext Schule erhöht zwar die Wahrscheinlichkeit, dass es zu Konflikten kommt. Aber: „Partizipation leistet Problembearbeitung, indem sie Konflikte zulässt“ (Baacke/Brücher 1982, S. 47; vgl. Wedekind/Schmitz o.J., S. 23). Konflikte werden somit bildungstheoretisch interpretiert, indem

sie nicht nur als Problem betrachtet und zugelassen, sondern als Bildungschance für die beteiligten Subjekte in den Blick genommen werden. Die durch Partizipation ausgelösten Bildungsprozesse können an Schule jedoch nur dann entwickelt und entfaltet werden, wenn Fachakademien sich selbst als Orte verstehen, in denen Partizipation zwischen Schulleitung, Lehrenden und Studierenden stattfindet und partizipatorisches Handeln zwischen allen Akteuren ermöglicht und eingeübt werden kann. Die Möglichkeiten hierzu sind vielfältig. Exemplarisch sollen im Folgenden zwei Beispiele auf zwei Ebenen knapp skizziert werden.

Mikroebene Unterricht: Studierende bewerten Lehrende

Dem Lehr-Lernprozess kommt im Rahmen der Unterrichtsgestaltung eine besondere Bedeutung für die Ausbildung einer Partizipationskultur zu. Neben einer zufriedenstellenden Schulorganisation stellt der Unterricht für Studierende das bedeutungsvollste Feld schulischer Partizipationsmöglichkeiten dar. Hier werden entscheidende Grundlagen für eine Partizipationskultur gelegt, in der Lehrende und Studierende interaktionale Beziehungen herstellen und die Möglichkeit zu einer weitestgehend symmetrischen Kommunikation erarbeiten. Studierende waren gewohnt, dass sie als ‘Schüler’ in ihrer Regelschulzeit täglich den Bewertungsprozessen von Lehrerinnen und Lehrern ausgesetzt waren. Der traditionelle Schulalltag sowie die schulische Sozialisation von Schülern sehen den umgekehrten Weg nicht vor. Dass Schüler bzw. Studierende auch Lehrende bewerten, ist nicht alltäglich und daher auch nicht eingeübt. Als wir vor sieben Jahren damit begannen, gemeinsam mit unseren Studierenden zu diskutieren, mit welchen Möglichkeiten sie auch Lehrkräften eine gezielte Rückmeldung und Bewertung zu ihrem Unterricht geben könnten, war das Misstrauen anfangs auf beiden Seiten, bei Studierenden und bei den Lehrenden, groß. Inzwischen sind hier längst Standards gesetzt und das Vertrauen zu einer Kultur der Bewertungs-Beteiligung ist gewachsen. Jede Lehrkraft hat die Pflicht, einmal im Jahr (unmittelbar nach dem Zwischenzeugnis) in einem Fach und in einem Kurs über standardisierte und anonymisierte Fragebögen ihren Unterricht bewerten zu lassen. Die Ergebnisse sind innerhalb von zwei Wochen von der Lehrkraft auszuwerten und dem Kurs vorzustellen. Die Offenlegung der Ergebnisse und die Diskussion mit dem Kurs darüber beschreiben wir als ‘Kommunikative Validierung’. Die Lehrkraft erhält hier die Möglichkeit, mit dem Kurs über einzelne Ergebnisse ins Gespräch

zu kommen um ggf. bei Unklarheiten nachzufragen. Umgekehrt gewinnen Studierende Übung, Mut und das Zutrauen, konstruktiv Kritik zu äußern und somit Verantwortung für den Lehr-Lernprozess an ihrer Fachakademie wahrzunehmen.

Mesoebene Organisation: Studierende arbeiten an der Leitbildentwicklung mit

Die Rummelsberger Fachakademie verfügt seit vielen Jahren über ein Leitbild. Allerdings, so unsere Diagnose im Kollegium, war dieses Leitbild in die Jahre gekommen. Die Funktion, der Weiterentwicklung der Fachakademie einen inneren Kompass und normative Ausrichtung zu geben, wurde durch unser altes Leitbild nur noch bedingt erfüllt. Mit einem neuen Leitbildentwicklungsprozess im Schuljahr 2011/12, auch das war schnell Konsens im Kollegium, sollten die Studierenden die Gelegenheit erhalten, partizipativ an diesem Prozess teilzunehmen. Im Rahmen eines alternativen Studientages bekamen die Studierenden im Februar die Gelegenheit unter externer Moderation ihren Leitbildentwurf zu erstellen. Zentral hierfür war das Verfahren der 'Aufsteigenden Methode'. Die Methode erlaubt es, beliebig viele Personen zu beteiligen. Zu Beginn steht eine individuelle Arbeit, am Ende des Tages das Produkt aller Studierenden, in dem die Ansichten, Meinungen, Wünsche und Ideen eines jedes Einzelnen enthalten sind. In einem Arbeitskreis, der paritätisch aus der gleichen Anzahl von Studierenden und Lehrkräften besetzt ist, wird der Leitbildentwurf der Studierenden mit dem des Kollegiums abgeglichen. Die didaktische Zielsetzung des partizipativen Vorgehens ermöglicht hierbei zweierlei: Unsere Studierenden erhalten Einblick und sammeln erste Erfahrungen, wie ein Leitbildentwicklungsprozess in einer Organisation verlaufen kann und sie erleben sich als selbst-wirksam, indem sie die normative Ausrichtung ihrer Fachakademie mit beeinflussen und mitgestalten.

4. Stolpersteine auf dem Weg zu einer Kultur der Partizipation

Das Ende des Beitrags will noch einmal an die kritischen Vorüberlegungen zu Beginn erinnern. Pädagogische Einrichtungen wie beispielweise Kindertagesstätten, Erziehungshilfen und Schulen machen in ihren Konzeptionen präskriptive Aussagen. Als solche sind sie nicht zu verwechseln mit der Deskription erzieherischer Wirklichkeit. Die Diskrepanz zwischen Denken und Tun, Idee und Wirklichkeit, Vor- und Beschreibung, ist nur selten in den Persönlichkeiten der

Akteure pädagogischer Arbeitsfelder begründet. Vielmehr sind es strukturelle Bedingungen, die ursächlich für auftretende Inkongruenzen sind und nicht selten für Irritationen bei Akteuren und 'Kunden' sozialpädagogischer Arbeit sorgen. Diese Stolpersteine zu übersehen birgt die Gefahr, trotz größter Bemühungen immer wieder vom eingeschlagenen Weg abzukommen. Sich dieser Stolpersteine auch im Konzept der Partizipation bewusst zu sein ist wichtig. Zwei davon sollen abschließend noch skizziert werden.

Stolperstein: Partizipation – Selbstbestimmt oder fremdbestimmt?

Ein zentrales Kriterium von Partizipation ist die Freiwilligkeit. Partizipation kann – nicht nur im Kontext von Schule – nur selbstbestimmt erfolgen. Soll Partizipation ihre bildungstheoretische Wirkung entfalten, dann kann sie nur als freiwilliger Akt von autonomen Personen wahrgenommen werden. Wenn Schulen – auch Fachakademien – an ihre Schüler appellieren, am schulischen Leben zu partizipieren, dann ist dies stets auch Ausdruck einer Fremdbestimmung. Schüler besitzen i.d.R. ein feines Gespür für diese subtile Form der Fremdsteuerung und reagieren ihrerseits mit Ausweichstrategien. Auch das bestgemeinte Konzept von Partizipation kann nicht angeordnet, sondern im Sinne einer Ermöglichungsdidaktik nur angeboten werden. Es liegt an den Schülern bzw. an den Studierenden selbst zu entscheiden ob, wann und bei welchen Prozessen sie teilhaben und mitentscheiden möchten.

Stolperstein: Partizipation zwischen pädagogischem Auftrag und schulrechtlichen Vorgaben

Schule als Institution schreibt den in ihr wirkenden Akteuren Rollen zu. Diese können zwar von allen Akteuren interpretiert, aber nicht beliebig ausgefüllt werden. Schulleitung und Lehrkräfte sind für alle schulischen Prozesse verantwortlich. Hingegen werden Kinder und Jugendliche tendenziell als Lernende betrachtet, die „in Abhängigkeit vom Lehrenden mehr oder weniger reglementiert den Forderungen der Erwachsenen zu folgen haben“ (Wedekind/Schmitz o.J., S. 24). Zwar werden den Privatschulen, zu denen auch Schulen in evangelischer Trägerschaft gehören, nach Art. 7 Abs. 4 GG vom Gesetzgeber besondere Freiheiten zugestanden. Allerdings sind bestimmte schulisch-institutionelle Grundstrukturen nicht so leicht auszuhebeln. Die Ermöglichung von Partizipation findet hier ihre strukturelle Begrenzung. Nicht alles, was aus der Binnenperspektive einer Einzelschule verändert werden sollte, kann tatsächlich auch verändert werden. Das birgt die Gefahr in

sich, dass eher unbedeutende schulische Gegebenheiten ge- und benutzt werden, um Beteiligungsprozesse zu provozieren. Solche „Sandkastenspiele“ oder „partizipatorische Spielwiesen“ (vgl. ebd., S. 26) können dazu führen, den bildungstheoretischen Sinn von Partizipation zur Farce verkommen zu lassen. Allgemeinbildende und berufsbildende Schulen in evangelischer Trägerschaft sind dazu aufgerufen, von ihren verfassungsrechtlichen Möglichkeiten und Freiheitsräumen konsequenter Gebrauch zu machen. Das gilt insbesondere für evangelische Fachakademien für Sozialpädagogik, in denen Multiplikatoren für Erziehung und Bildung in zahlreichen sozialpädagogischen Arbeitsfeldern ausgebildet werden. Diesen Multiplikatoren kommt der gesellschaftliche Auftrag zu, in (sozial)pädagogischen Einrichtungen aus Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen selbst- und verantwortungsbewusste Persönlichkeiten zu entwickeln.

Dr. Johannes Haeffner, Diakon
 Fachakademie für Sozialpädagogik
 Rummelsberg 35
 90592 Schwarzenbruck

Literatur:

Baacke, Dieter/Brücher, Bodo (1982): Mitbestimmung in der Schule. Grundlagen und Perspektiven der Partizipation. Weinheim/Basel: Beltz.

Böhm, Winfried (1995): Theorie und Praxis. Eine Einführung in das pädagogische Grundproblem. Würzburg: Königshausen und Neumann.

Feuchtwanger, Lion (2009): Narrenweisheit oder Tod und Verklärung des Jean-Jacques Rousseau: Roman. Berlin: Aufbau Taschenbuch.

Füller, Christian (2011): Sündenfall. Wie die Reformschule ihre Ideale missbrauchte. Köln: Dumont Buchverlag.

Helsper, Werner (1996): Antinomien des Lehrerhandelns in modernisierten pädagogischen Kulturen. Paradoxe Verwendungsweisen von Autonomie und Selbstverantwortlichkeit. In: Combe, Arne/Helsper, Werner (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 521-569.

Reble, Alfred (1995): Geschichte der Pädagogik. Stuttgart: Klett-Cotta.

Rogers, Carl R. (1983): Klientenzentrierte Psychotherapie. In: Corsini, Raymond J.: Handbuch der Psychotherapie. Weinheim: Beltz, S. 471-512.

Schröder, Richard (1995): Kinder reden mit! Beteiligung an Politik, Stadtplanung und Stadtgestaltung. Weinheim/Basel: Beltz.

Wedekind, Hartmut/Schmitz, Michael (o.J.): Wen das Schule macht... Partizipation in der Schule. Baustein C 2.1. www.kinderpolitik.de/beteiligungsbauusteine/pdf/c/Baustein_C_2_1.pdf. Stand: 20.04.2012

Fortsetzung von Seite 8

Zur Frage 2:

Wahrnehmung und Kommunikation: Beispiel: Entsprechend kommunizieren: zuhören, Kritik der betreffenden Person selbst sagen statt anderen.

Vorbildfunktion: Beispiel: Vorbild sein, sich selber dran halten

Reflexion und Feedback: Beispiel: Meine Einstellung gegenüber Kollegen reflektieren – die kommt eh raus - d.h. nicht an äußeren Formen, sondern an meiner Haltung arbeiten.

Eigenes Erleben: Beispiel: Ich behandle andere so, wie ich selbst gerne behandelt werden möchte.

Im Kontakt mit Anderen: Beispiel: Andere Menschen in ihrer Individualität anerkennen.

Im Gespräch: Beispiel: Aktiv auf andere Mitarbeiter zugehen, Hilfe anbieten, Gespräche suchen, Interesse nicht nur an beruflichen Inhalten aufzeigen, sich über Erfahrungen austauschen, von anderen Wissen, Inputs erhalten.

Gruppenübergreifend/ Hausintern: Beispiel: Wertschätzung ist notwendigerweise hierarchieübergreifend.

Das waren einige Auszüge aus den Antworten. In einem nächsten Schritt erfolgt dann die qualitative Auswertung mit der Bildung von Grundthesen zu einer wertschätzenden Haltung in Jugendhilfeeinrichtungen.

Wir danken Allen, die sich an der Umfrage beteiligt haben. Vor allem aber danken wir sehr herzlich den Mitarbeiterinnen Yvonne Krauß und Anita Sauerhammer aus der HPT im Kastanienhof Ansbach, die sich die Mühe gemacht haben, die Fragebogen auszuwerten.

Sabine Baumgarten, Kastanienhof Ansbach

Barbara Hering

Das Resultat ist ein Gewinn

Leitbildprozess in der Kinder- und Jugendhilfe Bezzelhaus

Neue Strukturen schaffen, installieren und im Alltag umsetzen, das beschäftigte alle Mitarbeiter der Einrichtung seit dem Gesamtleiterwechsel 2008.

Zu Beginn des Jahres 2010 stand plötzlich ein weiterer Begriff, das Leitbild nämlich, auf der Agenda. Mit eher gemischten Gefühlen versammelten sich alle Kolleginnen und Kollegen in einer Gesamtmitarbeiterbesprechung. Diese sollte den Auftakt zu dem sogenannten Leitbildprozess bilden. Kritische Stimmen wurden laut:

Hatten nicht schon alle mit großem Engagement und Einsatz die Veränderungen in der Einrichtung entwickelt und mitgetragen? Es gäbe in allen Bereichen so viel zu tun, muss man da dem Theoretischen so viel Raum geben? Wäre es nicht einfacher, das Leitbild des Dachverbands zu übernehmen? Und natürlich: Wer soll dieses Leitbild denn entwickeln?

Sehr viele Fragen, die zu einer lebhaften Diskussion führten. Etwas einfach zu übernehmen, das passte nun gar nicht zu den Zielen, die wir bis dato angestrebt hatten:

Transparenz, reger Informationsfluss, Beteiligung und natürlich das Zusammenwachsen der einzelnen Bereiche des Bezzelhauses.

Der Wunsch und die Notwendigkeit zur Weiterentwicklung machten deutlich, dass ein gemeinsames Leitbild Grundlage dafür sein kann, was hinter unserem Tun steht, welche Werte uns leiten, wie die

Haltung dahinter aussieht. Ergo, alles das, was die Einrichtung auszeichnet, die Arbeitsweise prägt, das Arbeitsklima beeinflusst und unser Erscheinungsbild in der Öffentlichkeit bestimmt. So etwas kann man nicht einfach übernehmen oder sich vorgeben lassen. Alle waren sich darüber einig.

Nun galt es, diesen „guten Geist“ auch in die Tat umzusetzen. Damit alle an diesem Vorhaben teilhaben konnten, und dass das Ergebnis dieses Prozesses auch ein Auftrag für die Zukunft beinhalten würde. Denn es wäre doch fatal, wenn wir eine zwar neue, aber starre Doktrin schaffen würden, die mit festgefahrenen Regeln und Ordnungen, die Bedürfnisse und Ressourcen aller, also Mitarbeitender, Leitungen, Vorstandschaft, Kooperationspartnern und last but not least unserer Klienten außen vor lassen würde.

Gemeinsam wollten wir diesen Weg beschreiten, was im Nachhinein betrachtet nicht immer einfach war. Dabei galt: Jeder sollte gehört und informiert werden.

So wurde eine schriftliche Befragung aller Arbeitsbereiche durchgeführt, die auf verschiedene Aspekte unserer Arbeit in der Einrichtung abzielte. Es wurden Themen wie die Einschätzung des Images des Hauses, Vorzüge und der Grund für die Arbeitsplatzwahl abgefragt. Aber auch die Beurteilung der

Kommunikation und des gegenseitigen Umgangs, sowohl intern wie extern wurden erfragt. Natürlich spielten Veränderungsideen und –wünsche ebenfalls eine wichtige Rolle. Es wurde ein Gremium mit Vertretern aller Bereiche gebildet (Leitung, Bereichsleitung, pädagogische Teams, Fachdienst, Hauswirtschaft, Verwaltung und Vorstand), das diese Befragung und die Auswertung derer durchführte und für die weitere Prozessentwicklung verantwortlich war. Hier legte man den zeitlichen Rahmen, inhaltliche Struktur und den konkreten Ablauf fest. Der Prozess sollte das Jahr 2010 in Anspruch nehmen.

Unterarbeitsgruppen beschäftigten sich mit differenzierten Arbeitsaufträgen und fungierten in zwei Richtungen. Einerseits stellten sie ihre Ergebnisse im Plenum vor und natürlich zur Diskussion. Andererseits leiteten sie die Information über den jeweiligen Prozessstatus an die Kolleginnen und Kollegen in den Bereichen weiter.

Transparenz und Beteiligung waren die Maximen, die den Prozess bestimmen sollten und dies auch tatsächlich taten. Dass dies allein, was z. B. die Terminierung anbelangte, sich oft schwierig gestaltete, dürfte ohne Frage sein.

Die Kleingruppen setzten sich auf Wunsch der Gesamtleitung auch „bereichsgemischt“ zusammen. Das gemeinsame „Tun“ gebe die Möglichkeit, sich kennenzulernen, und wäre der erste Schritt zu einer positiven und bereichernden Identifikation.

Bei der Installierung all dieser AGs aus den Reihen der Belegschaft durfte eine überaus wichtige Gruppe in keinem Fall fehlen: Die Kids, die im Bezzelhaus stationär oder teilstationär betreut werden.

Bei einer Befragung, wie unser gemeinsames Motto lauten könnte und beim Entwurf eines Logos in Form eines Malwettbewerb, konnten alle ihrer Kreativität freien Lauf lassen. Auch alle Mitarbeitenden konnten ihre „Mottovorschläge“ einbringen. Nachdem alle Vorschläge gesichtet worden waren, wurde in zwei Abstimmungen der treffendste Beitrag von allen Mitarbeitern gewählt.

Zeitgleich bearbeiteten die Kleingruppen die Mitarbeiterbefragung, erarbeiteten Gliederungspunkte des Leitbildes und brachten ihre Formulierungsvorschläge vor. Hierbei wurde mit viel Engagement und Herzblut diskutiert, um das Passende zu finden. Aber abgesehen, vom Endprodukt „Leitbild“ wurde den Beteiligten immer klarer: „Sich auseinandersetzen schafft Gemeinsamkeit“.

Und wenn nach schier endlos erscheinenden Diskussionen ein Konsens gefunden war, stellte sich

einerseits Erleichterung ein, aber auch“ der gute Geist“, der ganz zu Beginn beschworen worden war, war deutlich spürbar. Das, was durch das Leitbild ausgedrückt werden soll, hatte den ganzen Weg bis dorthin geprägt und bestimmt: Wertschätzung, Vertrauen, Offenheit, Individualität und Gemeinschaft, Zukunftsorientierung und als tragendes Moment die Beteiligung aller. Auch wurde deutlich, dass Entscheidungen oder Veränderungen, die auf der Partizipation der Mitarbeitenden, der Kinder und Jugendlichen basierten, sich nicht von heute auf morgen erwirken lassen. Zeit war ein wichtiger Faktor und das dazugehörige Zeitmanagement ebenso.

Im Februar 2011 wurde das neue Leitbild schließlich präsentiert. Logo und Motto folgten im Verlauf des Jahres. Die Umsetzung dessen, was nun „schwarz auf weiß“ geschrieben stand, beschäftigte das Arbeitsgremium am Ende des Prozesses noch einmal. Pädagogische Konzepte, wie auch der normale Alltag in den Bereichen wurden unter die Lupe genommen. Dies kann auch heute nicht zu Ende sein, da dieses Leitbild greifbar und erlebbar sein soll, getragen von den Gedanken, der Haltung, die diesem Konzept zu Grunde liegen. Gleichzeitig stellt es auch eine Art Appell dar, immer wieder zu überprüfen, was noch Bestand haben muss, und wo Weiterentwicklung notwendig wird.

Der Leitbildarbeitskreis arbeitet weiter in Form einer Steuerungsgruppe die neben anderen Aufgaben, ein Organ der Einrichtung ist, das allen Mitarbeitenden die Möglichkeit gibt, ihre Erfahrungen mit dem Leitbild bzw. Umsetzungsstrategien einzufordern und zu benennen.

Wir haben es uns nicht leicht gemacht, aber das Resultat ist ein Gewinn.

Werner Pfingstgraef

Klar in der eigenen Haltung

Zur Arbeit mit unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen (UMF)

Ob wir wollen oder nicht, sie kommen zu uns nach Deutschland, die unbegleiteten minderjährigen Flüchtlinge, und wir haben Verantwortung für diese jungen Menschen. Die Jugendlichen kommen aus den verschiedensten Ländern dieser Erde, meist aus Krisenregionen und Ländern, in denen Krieg oder kriegsartige Zustände herrschen oder Hunger Alltag ist. Afghanistan, Irak, Somalia, Äthiopien und, und, und. Dies sind zur Zeit die Länder, aus denen unsere Schützlinge stammen. Manche Herkunftsländer sind schon seit Jahren in den Top 10 der Flüchtlingsregionen, manche kommen hinzu und manche verschwinden nach und nach. Die Herkunftsländer sind Wochen und Monate vor der Ankunft der Flüchtlingswellen in den Schlagzeilen der Medien zu finden. Bilder, die die Welt inne halten lässt und uns betroffen machen.

Dann wenn in den Nachrichten bereits andere Themen vorne an stehen, kommen die Menschen und suchen nach einer besseren Zukunft, haben Erlebnisse und Bilder in sich, die wir in unserem Alltag oft gar nicht begreifen können. Viele fliehen vor Gewalt und Verfolgung. In Europa und Deutschland angekommen, beginnt eine Zeit des Wartens. Wird mein Asylantrag angenommen, oder werde ich wieder abgeschoben? Die Sicherheit, die ein Mensch braucht, um zur Ruhe zu kommen, um traumatische Erfahrungen zu überwinden

kann so nicht gegeben werden. Der Aufenthalt ist häufig nicht gesichert, die jungen Menschen leben oft in der Duldung. Somit droht eine Abschiebung ins Herkunftsland oder im Rahmen von Dublin II Verfahren in ein anderes europäisches Land zurückgeschoben zu werden. Diese Bedrohung nimmt in der Regel mit der Erreichung der Volljährigkeit zu.

So wurde durch das Innenministerium per Rundschreiben die Vorbereitung der Abschiebung von jungen volljährigen Afghanen angeordnet und die Zentralen Rückführungsstellen bereiten diese vor. Die Folge ist Angst der jungen Afghanen und bei den afghanischen Jugendlichen. Ich werde bald 18 Jahre. Was bedeutet das für mich?

Aufgabe der Erstaufnahmeeinrichtung für UMF Die Rummelsberger Dienste für junge Menschen betreuen minderjährige Flüchtlinge, die ohne Begleitung ihr Heimatland verlassen haben. Die Mitarbeiter/innen in der Erstaufnahmeeinrichtung für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge (EAE-UMF) in Zirndorf sind dort für den Clearingprozess dieser unbegleiteten minderjährigen Flüchtlinge (UMF) im Alter von 16 und 17 Jahre in den ersten Wochen und Monaten verantwortlich. Auftrag dieser Arbeit ist es, den erzieherischen Bedarf des jungen Menschen festzustellen, im Rahmen des bayerischen Vier-Stufen-Konzeptes eine

geeignete Folgeeinrichtung zu empfehlen. Somit zu entscheiden, ob der Bedarf des jungen Menschen eine Empfehlung für eine Jugendhilfemaßnahme im Sinne des SGB VIII rechtfertigt oder ob eine Gemeinschaftsunterkunft nach dem Asylleistungsgesetz ausreichend ist.

Unterschiedliche Gesetze und Zuständigkeiten
Die Mitarbeiter/innen bewegen sich im Alltag zwischen verschiedenen Gesetzen und Behördenzuständigkeiten: Den ausländerrechtlichen Gesetzeswerken, Asylgesetzen, Jugendhilfegesetz, der Kinderrechtskonvention. Zuständig sind das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF), die Bezirksregierung im Rahmen der Aufnahme in der Erstaufnahmeeinrichtung und der Unterbringung, die Ausländerbehörde und die Zentrale Rückführungsstelle, die Jugendämter und die Vormundschaftsgerichte. Dabei gibt es nicht selten Verwirrung, wer ist für was zuständig und hat die Verantwortung.

In all diesem Gewirr der Zuständigkeiten und Gesetzen sind die jungen Menschen, die oft mit traumatischen Erlebnissen hier bei uns ankommen sind. Sie haben große Hoffnungen, kennen sich im Gewirr von Zuständigkeiten naturgemäß nicht aus und verstehen nicht, was mit ihnen geschieht. Die Sozialarbeiter/innen sind dann diejenigen, die zunächst um Vertrauen werben müssen und den jungen Menschen offen begegnen. Dies setzt voraus, dass Vorurteile keinen Raum haben sollten, sondern dem Menschen, dem Fremden ohne Vorbehalt zu begegnen. Die Jugendlichen sind in einem Schwebezustand. Solange nicht geklärt ist, wie es weiter geht, ob sie eine Chance haben in Deutschland zu bleiben, Asyl gewährt wird und sie eine Zukunft haben, kommen sie nicht zur Ruhe. Folgen der psychischen Belastungen sind oft Depressionen, Schlafstörungen und chronische Schmerzen.

Die schwierige Situation der Jugendlichen und die Geschichte, die diese jungen Menschen mitbringen lässt die Mitarbeiter/innen in diesen Bereich nicht unberührt. Diese Erfahrungen mit den jungen Menschen können auch Fachkräfte nicht ohne weiteres wegstecken.

Die Sozialarbeiter/innen beobachten die jungen Flüchtlinge, setzen sich mit ihnen auseinander, klären wie ihre Fähigkeiten einzuschätzen sind. Hat der junge Mensch Interesse an Bildung und Ausbildung, wie verhält er sich in Gruppen und einzelnen Menschen, Erwachsenen und Gleichaltrigen gegenüber, hält er Regeln ein und vieles mehr.

Ist dann entschieden, dass ein erzieherischer Bedarf vorliegt und wird dieser in der Entscheidungskonferenz mit dem Jugendamt bestätigt, geht es auf die Suche nach einem geeigneten Platz in einer Wohngruppe der Jugendhilfe. Im nordbayrischen Raum und vor allem im Raum Nürnberg kann dies bislang häufig gut und zeitnah realisiert werden. Dies ist immer abhängig von der Anzahl der Jugendlichen.

In München, am zweiten Standort in Bayern einer Erstaufnahmeeinrichtung für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge (Trägerschaft der Inneren Mission München) sieht dies ganz anders aus. München ist im Bereich der unbegleiteten minderjährigen Flüchtlinge die Flüchtlingsstadt in der Bundesrepublik, d.h. sehr viele UMF kommen in München an. Deshalb gibt es nicht genügend geeignete Plätze in der Jugendhilfe. Die Jugendlichen sind dadurch weitaus länger in der EAE-UMF als eigentlich vorgesehen. Dies wirft weitere Probleme auf und verschärft die Situation der jungen Flüchtlinge massiv.

Auf die Haltung kommt es an

Die Arbeit mit den jungen Menschen, die als Flüchtlinge ohne Familie zu uns nach Deutschland kommen, fordert die Mitarbeiter/innen sehr in ihrer Persönlichkeit. Sie werden mit Erlebnissen konfrontiert, die Gott sei Dank nicht unser Alltag sind. Wir leben in einem Land, das seit Jahrzehnten keinen Krieg und Hunger im eigenen Land kennt.

Mit den Flüchtlingen aus aller Welt begegnen uns Ausländer, die zunächst fremd auf uns wirken und manch einem auch Angst machen. Im Wissen, dass wir selbst Ausländer sind – fast überall auf dieser Welt (Zitat wird Bert Brecht zugeschrieben) relativiert sich die Sicht. Wir müssen uns sicherlich in unserer Gesellschaft darüber immer wieder im Klaren sein, dass auch wir anderswo auf der Welt Fremde sind. In den Flüchtlingen begegnen uns Fremde in unseren Land. In der Arbeit mit Flüchtlingen ist die interkulturelle Kompetenz für den Mitarbeiter eine Voraussetzung, das bedeutet, fremde Kulturen zu respektieren, diese zu achten und sie verstehen zu lernen. Es braucht Neugierde und Interesse über den eigenen Bereich hinauszusehen und von den Fremden zu lernen. Behutsamkeit, unsere Kultur und Geschichte nahe zu bringen und dabei beide Seiten, beide Menschen, die sich begegnen zu sehen und miteinander einen Weg zu gehen und zu entwickeln wie die (gemeinsame) Zukunft aussehen kann. Dies in einem gesellschaftlichen Umfeld, das alles andere als freundlich zu Fremden und zu Flüchtlingen ist. Es ist erklärter politischer Wille, dass erste Priorität in der Flüchtlingspolitik ist, den Rückkehrwillen der

Fremden zu stärken, und nicht die Frage wie wir Fremde, die bei uns ankommen, willkommen heißen können. Für Mitarbeitende in diesen Bereich der Migrations- und Flüchtlingsarbeit heißt dies, sich mit der eigenen Geschichte auseinandersetzen und sich mit der Geschichte der Fremden auseinandersetzen, eigene Haltungen überprüfen und Bereitschaft, Veränderungen zuzulassen. Dies mit Menschen, die uns freundlich begegnen und eine hohe Motivation und Hoffnung haben, eine bessere Zukunft zu erreichen. Eine freundliche annehmende Haltung den Flüchtlingen gegenüber wird in unserer Gesellschaft häufig nicht geteilt. „Was wollen die Flüchtlinge hier?“, „Sind eh lauter „Wirtschaftsflüchtlinge“ und ähnliches wird einem begegnet. Hier heißt es Position zu beziehen und klar in der eigenen Haltung zu sein.

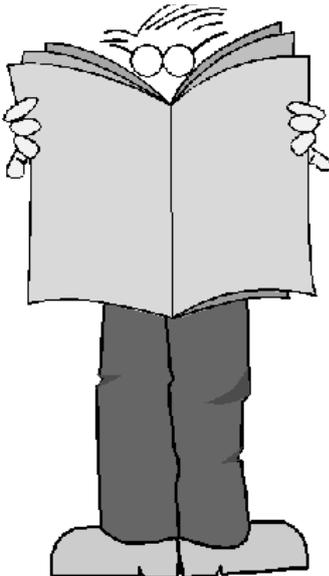
Mitarbeitende in der Flüchtlingsarbeit und besonders in der Arbeit mit unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen bekommen sehr herzlich und ernst ein Dankeschön von unseren „fremden“ Jugendlichen. Wir sind dabei aufgefordert, für diese jungen Menschen Anwalt und Fürsprecher zu sein.

Werner Pfingstgraef, Diakon

Die Rummelsberger Dienste für junge Menschen gGmbH verantworten in ihrem Bereich für Migration:

- Erstaufnahmestelle für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge in Zirndorf
- Sozialdienst in der Zentralen Aufnahmeeinrichtung für Flüchtlinge in Zirndorf
- Psychosoziales Zentrum für Flüchtlinge in Nordbayern: in Nürnberg ein überregionales Beratungs- und Therapiezentrum
- Wohngruppe BAHIA als Jugendhilfeangebot für UMF
- Wohngruppe Y-Home als Jugendhilfeangebot für UMF ab Herbst 2012

Wer weitere Informationen über die Arbeit mit unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen haben möchte kann sich an Herrn Diakon Werner Pfingstgraef wenden (pfingstgraef.werner@rummelsberger.net)



Die nächste Ausgabe des

eev-aktuell

erscheint im

Dez. 2012

Kai T. Garben

Diakonie ist Solidarität mit Gott im Alltag

- am Beispiel der Kinder- und Jugendhilfe -

Dieser Artikel soll dazu dienen, die diakonische Arbeit aus theologischer Sicht zu reflektieren.

Ein Tag im Jugendschutz für Mädchen

Die Nachtschicht ist vorüber, die morgendliche Übergabe auf die nächste Schichtkollegin läuft. Ein Schrei zerreißt die Luft, ein Knall folgt. Jasmin (Name geändert), 14 Jahre alt, dreht durch und versucht, in einem Wutanfall eine Tür einzutreten. Am Tag zuvor hat die Polizei sie im desolaten Zustand auf der Straße aufgegriffen und in die Jugendschutzstelle gebracht. Hier hat Jasmin sich zunächst ihre stark zerbissene Kopfhaut pflegen und ihre Läuse herausholen lassen. Und abends suchte sie mit ihrer Betreuerin neuere Kleidungsstücke heraus. Nun liegt sie weinend auf dem Boden und umklammert mit beiden Händen ihren rechten Fuß. Andere junge Frauen wehrt sie ab. Nur ihre Betreuerin kann Jasmin ansprechen und in einem langen Gespräch langsam beruhigen.

So stellt sich ein ganz normaler Alltag in einer Jugendschutzstelle für Mädchen dar. Eine diakonische Einrichtung, die rund um die Uhr offen ist, in der junge Frauen ankommen, die vergewaltigt, geschlagen, entwürdigt wurden, oder auch verwahrlost sind, weil sie grenzenlos frei aufgewachsen sind und nicht ihrem Alter entsprechende Lebenswege einschlagen konnten.

Für die Mitarbeiterinnen in der Jugendschutzstelle ist dies alltägliche Arbeit: Das Aushalten und das Anpacken von Problemen, die in vielen Familien aufgrund verschiedener Faktoren, wie beispielsweise Armut, Arbeitslosigkeit, Krankheit, mangelnden Erziehungskompetenzen oder Einsamkeit aus unterschiedlichen Gründen existieren.

Solidarität mit Gott im Alltag

Die Ausführungen in diesem Artikel sollen dazu dienen, den diakonischen Dienst im Alltag anhand einer Jugendhilfemanahme theologisch zu betrachten. Diakonie ist Solidarität mit Gott im Alltag. Ganz gleich, ob diese Dienste in diakonischen Einrichtungen durchgeführt, durch individuelle Taten der Nächstenliebe oder kirchengemeindliche Netzwerke ausgeführt werden. Natürlich kann der Glaube an den dreieinigen Gott nicht angeordnet werden, sondern wird durch Gottes Gnaden geschenkt. Trotzdem folgt aus der theologischen Bewertung eine Wertschätzung der umfassend verstandenen diakonischen Arbeit, die nicht allein im monetären Sinne zu bemessen ist.

Das christliche Profil – die zentrale Bibelstelle: das Doppelgebot der Liebe

Die zentrale Bibelstelle ist das Doppelgebot der Liebe; Mk 12, 29ff.

„Du sollst den Herrn Deinen Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und von allen deinen Kräften. Das andere ist dies: liebe Deinen Nächsten, wie Dich selbst.“ Dieses biblische Fundament ist für die umfassend verstandene Diakonie, auch für die Arbeit mit Jasmin, grundlegend und hat viele Konkretisierungen insbesondere im Neuen Testament gefunden

... das doppelte Liebesgebot in der Ausübung des eigenen Berufs

Eine wesentliche Konkretisierung des doppelten Liebesgebotes ist die Parabel des barmherzigen Samariters; Lk 10, 25ff. Auf die Jugendschutzstelle bezogen ist sie wie folgt zu lesen: die Jugendschutzstelle wird für ihre Dienste bezahlt. Die Jugendschutzstelle nimmt Jasmin auf und versorgt sie. Die Einrichtung mit ihren Mitarbeitenden ist der Wirt aus der Parabel, während die Rolle des Samaritans zunächst andere übernehmen. In der Kette der Helfenden zunächst die Polizei, die Jasmin in die Jugendschutzstelle bringt, dann das Jugendamt, welches die Maßnahme der Jugendschutzstelle über kommunale Haushaltsmittel finanziert.

Die Jugendschutzstelle kann sich in einem arbeitsteiligen Rollenverständnis in der Rolle als Wirt alleine verstehen, und ihre Arbeit ausschließlich in der Nachsorge und der Nachhaltigkeit der Nächstenliebe für andere, die kommunalen Behörden, definieren und ihre Arbeit danach ausrichten. Der Ansatz der Ganzheitlichkeit des Evangeliums verhindert aber eine derartige Engführung. In der Nachfolge Christi sind diakonische Einrichtungen und somit die Jugendschutzstelle mit ihren Mitarbeiterinnen nicht auf die verwaltende Existenz des Wirtes beschränkt. Vielmehr sind auch die Wirte mit ihren Mitarbeitenden direkte Adressaten des doppelten Liebesgebotes. Auch ihnen obliegt es, anzupacken, zuzupacken und nicht nur zu verwalten und schließlich zu kassieren. Die Aufgaben des christlich diakonischen Wirtes sind von dem Gebot der Nächstenliebe nicht zu isolieren. Vielmehr ist es eine gegenseitige Durchdringung.

Für die Jugendschutzstelle als Wirt bedeutet das, dass sie offen für Jasmin ist, sie aufnimmt und versorgt. Die Mitarbeiterinnen der Jugendschutzstelle erfüllen einerseits ihre Dienstpflichten in der Versor-

gung von Jasmin, und sind andererseits in der Ausführung ihrer Berufe auch als Mitarbeiterinnen einer christlichen Einrichtung individuell angesprochen. Mit Empathie achten sie auf das Wohlergehen von Jasmin, begleiten sie und erarbeiten mit ihr zusammen Lösungen für ihre Krisen und Perspektiven für ihren weiteren Lebensweg.

Erst durch das Ineinandergreifen der Aufgaben des Wirtes und der Bedeutung des Nächstenliebesgebotes für jeden einzelnen Mitarbeitenden ergreift die Aussage der Verkündigung des Evangeliums, durch das Wort in der Amtskirche und die Verkündigung durch die Tat in der Diakonie, ihren tieferen und existentiellen Sinn.

... konkret angewendet heißt das: Solidarität mit Gott im Alltag

Nächstenliebe und Gottesliebe werden in der praktischen Umsetzung der Nächstenliebe aufeinander bezogen. Sie erhalten ein inneres Band.

Die Hilfe für Jasmin in der diakonischen Jugendschutzstelle für Mädchen, das heißt, die Aufnahme in der Not, die Gesundheitspflege, das Essen geben, die Einkleidung und die Zuwendung, die sie erfahren hat, ist an Jesus Christus, an Gott geschehen. Die gelebte Praxis der Nächstenliebe als Wirt, in der Jugendschutzstelle, die tagtäglich vollzogen wird, ist eine solidarische Handlung an einem Menschen in Not -und entsprechend der Bibelstelle eine Handlung an Gott. Gott identifiziert sich mit den in Not befindlichen Menschen, mit Jasmin. Diakonische Arbeit als Wirt und die praktische Nächstenliebe ist somit Solidarität mit Gott im Alltag.

Dogmatische Kernantworten – das evangelische Profil

Dogmatische Kernantwort auf die Frage nach dem evangelischen Selbstverständnis der diakonischen Arbeit ist die Betonung der christlichen Freiheit. Sie umfasst in der Kinder- und Jugendhilfe die ressourcenorientierte Förderung der Persönlichkeitsentwicklung eines jeden einzelnen jungen Menschen und - je nach Hilfeart - des dazugehörigen jeweiligen Familiensystems. Und schließlich, dass jeder und jede immer wieder die Möglichkeit haben muss, nach Umwegen und Abwegen neu anfangen zu dürfen. Denn keiner soll verloren gehen – so auch Jasmin nicht. Sie wurde darin begleitet, ein Leben zu führen, das ihrer Persönlichkeit, ihren Neigungen und Fähigkeiten entspricht.

Was eine diakonische Einrichtung leisten kann

Gut qualifizierte Dienste und die theologische Durchdringung des Alltags in der Arbeit sollten und können sich ein Tendenzbetrieb in jedem Fall leisten. Das Reden von Jesus Christus – wo es angebracht scheint und möglich ist –, sichtbare christliche Symbole sowie die Beachtung des Lebensrhythmus entlang des Kirchenjahres sind akzeptierte Formen und einzelne Beispiele, die auch in diakonischen Einrichtungen praktiziert werden. Für Jasmin bedeutet das, dass sie in ihrer Not offene Türen vorfindet, gesprächsbereite und für ihren weiteren Lebensweg helfende Mitmenschen antrifft und in eine christliche Atmosphäre eingebettet ist.

Was eine diakonische Einrichtung nicht leisten kann

Die Feststellung, dass diakonische Arbeit Solidarität mit Gott im Alltag ist, sagt nichts über das Verhältnis der guten Werke zum rechtfertigenden Glauben aus. Gute Werke sind selbstverständliche Folge eines recht verstandenen Glaubens – genauso, wie Martin Luther in „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ treffend ausgeführt hat: Der Christ ist frei und niemand untertan – der Christ ist unfrei und jedermann Untertan. Eine diakonische Einrichtung und speziell die Jugendschutzstelle trifft auf viele hilfsbedürftige junge Menschen, die nicht christlich sozialisiert sind oder einer anderen Religion angehören. Der diakonische Dienst bietet sich allen jungen Menschen in ihrer Not an und konzentriert sich auf konkrete bedarfsorientierte Lebenshilfe im Alltag. Es geht nicht um eine aktive Missionierung, nicht um die Rettung verlorener Schafe im theologischen Sinne. Das wäre den kommunalen Partnern, die diese Dienste finanzieren, auch gar nicht vermittelbar. Und auch Jasmin in der Jugendschutzstelle nicht: sie ist Muslima.

Und zum Schluss der Erfolg diakonischer Arbeit anhand eines Dankesbriefes einer jungen Frau wie Jasmin (Brief ist anonymisiert und etwas gekürzt):

„Immer wieder tauchen in den Medien Fälle von Ehrenmorden auf (...). Das ist der Preis, den manches Mädchen zahlen muss, das ein selbstbestimmtes Leben führen will – den Tod. Auch ich bin so ein Mädchen. Eins, das nur ihre Freiheit wollte, eins, das einfach nur ein glückliches Leben führen wollte und nicht mehr weiter ein Leben voller Gewalt, Schmerz, Unterdrückung und Vergewaltigungen durch einen ihr aufgezwungenen Ehemann (...)

Und das habe ich nur ihren (diakonischen) Einrichtungen (...) zu verdanken, die mich nach der Flucht aus einem menschenunwürdigen Leben aufgenommen haben, die mir ein sicheres Zuhause geboten haben und mich jahrelang unterstützt und begleitet haben in meinen tiefsten Krisen, bis ich auf eigenen Beinen stehen konnte. Mein Leben verdanke ich diesen Einrichtungen und meinen liebevollen Betreuerinnen. Jetzt, nach 15 Jahren, denke ich immer noch dankbar an diese Zeit zurück, und es erscheint mir wie ein Traum manchmal, dass ich es tatsächlich geschafft habe. Ich studiere jetzt (...), verwirkliche meinen Lebenstraum und habe eine wundervolle kleine Tochter, der ich all das geben kann, was ich selber als Kind nie hatte – Liebe, Zuneigung und Geborgenheit. Dafür danke ich euch aus tiefstem Herzen (...). Danke.(...).“

Kai T. Garben
Pfarrer i.E., Rechtsassessor und Mediator
Abteilungsleiter Kinder, Jugend und Familienhilfe, Rechtsfragen, Datenschutz der Inneren Mission München, Diakonie in München und Oberbayern e.V.

„Inklusion als Thema der Erziehungshilfe“

Dokumentation der Leiter/-innen-Tagung vom 28./29.02.2012 in Abensberg

Unter der Überschrift „Im Schatten der „Großen Lösung“ -Inklusion als Thema der Erziehungshilfe“ fand am 28./29.02.2012 die schon traditionelle gemeinsame Fachtagung von eev und LVkE für Leitungskräfte statt.

Seit der Diskussion um das KJHG wird über die große Lösung, also die Einbeziehung aller Kinder und Jugendlichen in einem gesetzlichen Rahmen, diskutiert. Diese Forderung einiger und Befürchtung anderer erhielt durch den 13. Kinder- und Jugendbericht neue Aktualität. Die „große Lösung“ hat die Bundesregierung in ihrer Stellungnahme aufgenommen und für umsetzungswürdig gehalten.

Die aktuelle Diskussion wird durch die UN-Konvention für die Rechte von Menschen mit Behinderung (BRK) bestimmt. Inklusion ist der Kernbegriff und hat als „Aufsteigerbegriff“ die Erziehungshilfe erreicht.

Auf der einen Seite ist fraglich, ob Erziehungshilfe „darunter“ fällt, weil sie immer nur Hilfe auf Zeit ist, auf der anderen Seite wird heute der Weg zu einer „inkluisiven Gesellschaft“ thematisiert, die niemanden aussondert und die Fähigkeiten aller Kinder und Jugendlichen optimal fördert.

Auf alle diese Aspekte gingen die Referenten der Tagung Dr. Thomas Müller (Uni Würzburg) und Harald Britze (Bay. Landesjugendamt) auf der eev/LVKE-Leiter/-innen-Tagung ein. Dr. Thomas Müller informierte in seinem Referat: „Exklusive Hilfen -inkluisives Handeln: zum inkluisiven Charakter der Erziehungshilfe“ über die Entwicklung der Erziehungshilfe zu einem Ort, in dem sonderpädagogischer Förderbedarf von jungen Menschen Rechnung getragen wird. Er wies auf die Schutzfunktion der Erziehungshilfe im Sinne der BRK (Behindertenrechtskonvention) hin.

Die Diskussion ergab ein sehr unterschiedliches Bild in der Einschätzung der Teilnehmer/-innen wie die Wirklichkeit der Erziehungshilfe zur Umsetzung von BRK und generell zur Inklusion steht. Dies kam auch in dem Referat von Harald Britze, Mitarbeiter des Bayerischen Landesjugendamts, zum Ausdruck. Herr Britze ging auf die angedachte „große Lösung“ ein, die seit Jahrzehnten im Bereich der

Kinder- und Jugendhilfe diskutiert wird und u.a. zur Aufnahme des § 35a SGB VIII in das KJHG führte und durch den 13. Kinder- und Jugendbericht und durch das Thema Inklusion wieder auf die sozialpolitische Tagesordnung gebracht wurde. Herr Britze informierte über die großen Veränderungen, die auf politischer und finanzpolitischer Ebene durch die „große Lösung“ notwendig würden.

In Abwandlung eines chinesischen Sprichworts ist zu sagen: „Auch wenn schon viele Schritte gegangen sind, dauert eine Reise von tausend Meilen noch ...“. Dies wurde in der Gruppenarbeit der Tagung erfasst und weiterentwickelt. Daher legt Ihnen die Geschäftsstelle des LVkE die Ergebnisse der Gruppenarbeiten vor, zum Bedenken, Nachdenken und Weiterentwickeln.

Zusammenfassung der Ergebnisse der Arbeitsgruppen

vorgelegter Frageleitfaden

Laut Entwurf-Papier des DCV vom 19.01.2012 geht die UN-Behindertenrechtskonvention davon aus, dass die Vielfalt aller Menschen und die Individualität ihrer Bedürfnisse anerkannt werden.

Fragen: Wo sehen Sie in der Erziehungshilfe Fragen/Probleme /Nachhilfebedarfe?

1. Für den Bereich Erziehung und Bildung bedarf es von daher einer Umsetzung des inkluisiven Gedankens in pädagogisch-didaktische Handlungsfelder und Bezüge.“ Fragen: Was ist bei der Umsetzung zu beachten? Wie sieht der erste Schritt in Ihrer Einrichtung/Ihrem Dienst aus?
2. Welche Punkte müssen Ihrer Einschätzung nach in ein gemeinsames Diskussionspapier von eev und LVkE aufgenommen werden?

Zusammenfassung der in den Arbeitsgruppen erfassten Punkte

Nur Basissteine -positiv formuliert -müssen erfüllt sein: Basissteine: -Hilfverläufe müssen dargestellt werden

- Interessenvertretung der jungen Menschen -Anwaltschaft
- Christliches Menschenbild schließt auch Fehlbarkeit ein
- Inklusion als Utopie
- Wo sind die Grenzen jugendlicher Selbstbestimmung?
- Wer befragt die Betroffenen?
- Hilflosigkeit der Systeme
- Schulpflicht für alle!
- Abwertung des Menschen durch Nicht-Akzeptieren seiner dunklen Seite
- Wunsch: „Umerziehung“ des Menschen
- Ökonomisierung der Inklusion als Problem-Spardiskussion:
 - notwendiger Bedarf =zu teuer
 - Was setzen wir schon um -in der Erziehungshilfe?
 - Hilfe / Förderbedarf
 - Wocken: Inklusion ist möglich -geht ganz easy!
- Erziehungshilfe ist gut in der Integration
- Frage des Wunsch-und Wahl(freiheit)rechts der Eltern
- Jugendhilfe geht vom Bedarf des jungen Menschen aus
- Individueller Förderbedarf muss sichergestellt werden
- „Haltung“ als Vorwurf! -Reflexion ist ein Thema der Erziehungshilfe
- Diskussion muss vom Klientel abgeleitet werden
- Zum Teil diffuse Begrifflichkeiten (Integration = Migration) versus Inklusion
- Partizipation als Forderung -Inklusion
- Vergleiche sozialer und med. Bereich: Frage der Diagnostik
- Gegen Inklusion: bedeutet „Rechts-extremist“?
- Was tun bei Gefährdung anderer Kinder? -Beendung der Schulpflicht nach 7 Jahren
- Festhalten an Standards
- Inklusion im Alltag: z.B. DB-Fahrt für Rollstuhlfahrer
- Angebote vor Ort (z.B. Schule)
- Familienzentrum als Inklusive Hilfeform/Einrichtung
- Die Chance von Inklusion liegt darin, dass sie uns zum Nachdenken zwingt
- Haltungen generieren –
- Inklusion fängt beim Umgang miteinander an, nicht beim System!
- Inklusive Angebote zur Einsparung von Kosten?
- Ist Jugendhilfe nicht eigentlich schon jetzt inklusiv?
- Grenzen der Inklusion bei spezifischer Behinderung
- Keine Definition von Inklusion durch Schule
- Mehr „Hammerfälle“ in der Jugendhilfe durch Inklusion?
- Wer entscheidet, wer welche Hilfe benötigt?
- Bei Zusammenführung der Hilfesysteme darf keine Verschlechterung eintreten
- Inklusion bedeutet, allen Menschen Teilnahme am Leben zu ermöglichen
- Schule muss einbezogen werden -Bildungsverständnis muss hinterfragt werden
- Entwicklungsverläufe müssen frühzeitig beachtet werden
- Übergänge müssen besser beachtet werden: Orientierung an individuellen Bedürfnissen
- Individuelle Lösungen sind vorrangig zu suchen
- Zugang zu Hilfen muss ohne „Etikettierungen“ möglich sein
- Modellprojekte für inklusives Handeln –
- Umbau der Systeme langsam angehen

- Weg: Kooperation mit Behindertenbereichen suchen –
- Austausch von Zielvorstellungen
- Bedarfe der Betroffenen –
- Hilfe für den Einzelnen
- Jeder junge Mensch hat das Recht „,“ SGB VIII § 1
- Notwendige Hilfen: individueller Rechtsanspruch
- Haltungen <> Strukturen
- Leistungsprinzip
- Partizipation / Beteiligung
- Monitäre Beweggründe kontern
- „ambulant vor stationär“
- Angst -Veränderung -Chance
- Ausbildung: Haltung -Basis/Quelle
- Fort-/Weiterbildung von Mitarbeitern
- Ombudsstellen
- Rechtsanspruch für Kinder und Jugendliche
- Wahlmöglichkeit / Entscheidungsfreiheit
- Aber keine Ausgrenzung

Landesverband kath. Einrichtungen und
Dienste der Erziehungshilfen in Bayern e.V.
LVkE-Geschäftsstelle
Lessingstraße 1
80336 München
Tel.: 089/544 97-149
e-mail: lvke.m.heckel@caritas-bayern.de

Wer sein Ziel kennt, kann entscheiden.
Wer entscheidet, findet Ruhe.
Wer sicher ist, kann überlegen.
Wer überlegt, kann verbessern.

Konfuzius

Die Kinder- Jugend- Familienhilfe „Kastanienhof“ in Ansbach feiert ihr 100-jähriges Jubiläum

Als das Haus in der Humboldtstraße 23 in Ansbach am 23. August 1912 bezogen wurde, hatte der Verein „Rettungshaus“ schon eine wechselvolle Geschichte hinter sich. Gegründet 1853, fand die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen an verschiedenen Standorten in Ansbach statt, bis der Neubau in der Humboldtstraße errichtet und 1912 bezogen wurde. Am Rande der Altstadt gelegen, war das Haus schon immer eng mit der Stadt und der Ansbacher Kirchengemeinde verbunden. Angesehene Bürgerinnen und Bürger der Stadt saßen (und sitzen) im Verwaltungsausschuss des Vereins, den Vorstand übernahm häufig ein hochrangiger Kirchenvertreter.

Ein Sinnbild für die enge Verbundenheit ist bis heute der Erntedankzug der Kindergottesdienste, die ihre „Ernte“-Gaben mit Leiterwägelchen zum heutigen Kastanienhof bringen. Und wenn man in den Annalen des Hauses blättert, so erfährt man, dass gerade in den schwierigen Kriegs- und Nachkriegszeiten das Überleben der jungen Menschen nur durch die Unterstützung durch die Bevölkerung der Stadt möglich war.

Das Angebot hat sich im Laufe der Jahre gewandelt, wobei auch vor hundert Jahren schon unterschiedliche Formen der Betreuung im Haus versammelt waren: Unter den Begriffen Kleinkindbetreuung, Fürsorgeerziehung und Zwangserziehung waren beispielsweise 1930 etwa 100 Kinder im Haus untergebracht.

Entsprechend der Entwicklungen der jeweiligen Zeit wurde der Name des Hauses mehrfach geändert:

Aus dem „Rettungshaus“ wurde das „Erziehungsheim“, dann das „Kinderheim“, bis 1998 der jetzige Name entstand: Kinder- Jugend- Familienhilfe „Kastanienhof“ Ansbach.

Die Entstehungsgeschichte des aktuellen Namens ist auch ein Beispiel für die inhaltliche Veränderung der Arbeit in unserem Haus: In einem Prozess aller Beteiligten, der Kinder, Jugendlichen, Mitarbeitenden sowie Leitung und Vorstand wurde ein neuer Name gesucht und mehrheitlich beschlossen. Partizipation also über alle Ebenen.

Und wie sieht das heutige Angebot aus?

Im Laufe der letzten dreißig Jahre entstanden neben dem zentralen Angebot der Wohngruppen die Tagesgruppen und die Ambulanten Hilfen, die alle unter einem Dach tätig sind. Allen gemeinsam ist, dass sie ihre Maßnahmen individuell auf die Bedürfnisse der Kinder, Jugendlichen und ihrer

Familien ausrichten, und in enger Kooperation mit den Jugendämtern sowie den Schulen und Ausbildungsstätten vor Ort sowie anderen begleitenden Institutionen tätig sind.

Auch das Jubiläumsmotto entstand in einem gemeinsamen Prozess und wird uns nicht nur durch dieses Jubiläum-Jahr 2012 begleiten. Unser Haus, der Kastanienhof mit seinen multiprofessionellen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, soll auch in Zukunft Kindern, Jugendlichen und ihren Familien Halt geben.



Sabine Baumgarten

Große Freude im Förderzentrum des Jugendhilfeverbundes „Der Puckenhof e.V.“

Das Private Förderzentrum zur emotionalen und sozialen Entwicklung des ev. Jugendhilfeverbundes „Der Puckenhof“ e.V. wird mit dem Bayerischen Schulpreis 2011/12 für Förderschulen ausgezeichnet

Am 24. April 2012 wurde im München von der Stiftung „Bildungspakt Bayern“ in Zusammenarbeit mit dem Bayerischen Kultusministerium (vertreten durch Staatssekretär Bernd Sibler) und der Vereinigung der bayerischen Wirtschaft (vertreten durch Hauptgeschäftsführer Bertram Brossardt) der Bayerische Schulpreis verliehen.

Den mit 5000.- € dotierten ersten Preis durften Herr Roland Kastenhuber (Schulleiter) und Herr Christian Ruderisch (Konrektor) des privaten Förderzentrums Puckenhof in Vertretung aller Kolleginnen und Kollegen entgegennehmen.

Der Entscheidung der Jury lagen die Schwerpunkte systematischer Schulentwicklung in den Bereichen „Qualität von Unterricht und Erziehung, Schulleitung und Schulmanagement, Einbeziehung der Schülerinnen und Schüler, Kooperation Schule – Eltern und die Kooperation mit anderen Schulen und externen Partnern sowie die Mitarbeit in regionalen Bildungs- und Erziehungsnetzwerken“ zugrunde.

In seiner Laudatio würdigte Herr Eberhart, stellvertretender Sachgebietsleiter und Regierungsschulamtsdirektor bei der Regierung von Schwaben und Jurymitglied, die besondere pädagogische Verantwortung, der sich die Lehrkräfte des Förderzentrums des Jugendhilfeverbundes Puckenhof in ihrer täglichen Arbeit mit Schülerinnen und Schülern mit höchstem Förderbedarf in ihrer emotionalen und sozialen Entwicklung mit hoher Professionalität stellten.

Besonders beeindruckt zeigte sich die Jury vom „pädagogischen Geist in dieser Schule“, der Kinder nicht aufgibt, selbst wenn diese andernorts mehrfach gescheitert sind. Voraussetzung hierfür ist das sehr große Maß an Motivation und Eigeninitiative des Lehrerkollegiums, das sich seit Jahren konsequent den sich verändernden Herausforderungen in einem nachhaltigen Schulentwicklungsprozess stellt.

Besondere Erwähnung fanden das Kinder- und Jugendparlament, das grundlegendes demokratisches Bewusstsein schult und die Beteiligung der Kinder und Jugendlichen regelt, und die Strukturierung des schulischen Tagesablaufes durch spezielle Verhaltens- und Pausenregelungen und -Angebote. Spezifisches sonderpädagogische Wissen wird durch intensive Kooperation und Fortbildungsangebote an umliegende Schulen und Studienseminare weitergegeben.

Diesem allem liegt eine vertrauensvolle, intensive und gewinnbringende Zusammenarbeit mit den anderen Abteilungen und Einrichtungen des Jugendhilfeverbundes Puckenhof zugrunde.



Früher waren Hühner freie Vögel

Symposium des Instituts für Zusammenarbeit im Erziehungsbereich (IFZE) mit der Inneren Mission München

Mit diesem Bild begann Otto Herz seinen Vortrag als Referent beim vierten Symposium des Instituts für Zusammenarbeit im Erziehungsbereich (IFZE) mit der Inneren Mission München zu den Buchstaben B-L-U aus Alphabet der guten Schule©.

Professionsübergreifend wurde einen Tag lang das Alphabet der guten Schule© von Otto Herz diskutiert und überlegt, wie die Erkenntnisse in den Arbeitsalltag integriert werden können. B-L-U wurde fachlich ausgewählt, weil es die Kernthemen des IFZE und der Kinder - Jugend- und Familienhilfe der Inneren Mission München berührt. Und auch, weil B-L-U die Kernarbeit beider Vereine in allen pädagogischen Einrichtungen - von Krippen über Schulen bis in die Kinder- und Jugendhilfearbeit umschreibt.

B wie „Die **B**edürfnisse aller **B**eteiligten in all ihrer **B**esonderheit **b**eachten“

L wie „Auf die **L**ust am **L**eisten Wert **l**egen und das **L**oben **l**ieben“

U wie „**U**nterschiede **u**nterstützen **u**nd über **U**nvollkommenheiten nicht **u**nzufrieden sein“

Zu unserem Referenten: Otto Herz, Reform-Pädagoge und Diplom-Psychologe, ist Autor zahlreicher Fachartikel. Er ist unter anderem Initiator der Aktion „Student in die Betriebe“ und beteiligt sich am Aufbau der Laborschule und des Oberstufenkollegs, bevor er 1987 im Landesinstitut für Schule und Weiterbildung für das Projekt „Gestaltung des Schullebens und Öffnung von Schule“ (GÖS) tätig wird. Er ist Leiter der Arbeitsstelle „Praktisches Lernen“ an der Universität Dortmund und von 1993 bis 1997 Mitglied im Geschäftsführenden Bundesvorstand der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW). Mittlerweile ist er freiberuflich tätig und engagiert sich in zahlreichen Schul- und Bildungsprojekten (www.otto-herz.de)

Dank der fesselnden und humorvollen Vortragsweise von Otto Herz haben die siebzig ErzieherInnen, SozialpädagogInnen, LehrerInnen verschiedenster Schulformen und Eltern schließlich die Inhalte aller Buchstaben besprochen

Zurück zu den Hühnern: Früher waren Hühner freie

Vögel und sie legten ihre Eier überall dort ab, wo sie gerade waren. Den Menschen wurde es zu mühsam, die Eier ständig zu suchen. Deshalb erfanden die Menschen Legebatterien. Eier wurden zentral gelegt und waren zentral abrufbar. Schulen, so Otto Herz, sind heute wie Legebatterien. Sie decken den Bedarf der Versorgung der Wirtschaft. Dabei ist die Persönlichkeitsentwicklung der jungen Menschen kein zentrales Thema der Regelschule. Aktuell vorherrschende Aufgaben der öffentlichen Schulen sind Qualifizierung, Disziplinierung und Selektion. Durch die stringente Beachtung der pädagogischen Grundsätze im ABC der guten Schule© würde dagegen nicht mehr gefragt, ob ein Kind schulreif ist. Vielmehr wird gefragt, ob die Schule kinderreif ist. Und nicht ein Kind fällt durch die Klasse, vielmehr fällt die Schule durch, wenn Kinder den Sprung in die nächsten höheren Klassen nicht geschafft haben.

Den Kultusbehörden, insbesondere aber den Eltern, betonte Otto Herz, sollte klar werden, dass es kein Gymnasialchromosom gibt. Und dass die Pädagogen in allen kinderbegleitenden und -fördernden Einrichtungen nicht dazu da sind, die Kinder zu kategorisieren und zu selektieren. Kinder und Schüler, so Herz, sollten nicht möglichst früh erfahren, was sie können und was nicht.

Otto Herz betont weiterhin, dass wir den Kindern – die Mangelware der Zukunft - beim Aufwachsen helfen müssen, damit sie ihren individuellen Weg gehen und ihre Persönlichkeiten entwickeln können. Und schließlich liegt es in unser aller Interesse, diese Vielfalt und das enorme kreative Potential der jungen Menschen zu wecken.

Dazu bedarf es eines Paradigmenwechsels in unserer Gesellschaft und insbesondere ein ganz neues Verständnis von Schule.

Erstens: in der Schule müssen Kinder lernen zusammen zu leben. Denn es ist längst festgestellt worden, dass die Vermehrung individuellen Wissens die Menschlichkeit nicht steigert. Die Dominanz der Ein - Kind-Familie in Deutschland verhindert, dass die Kinder in einer Vielfalt aufwachsen, die deren Sozial- und Gemeinschaftskompetenzen för-

dert. Otto Herz umschreibt dieses damit, dass man Schwimmen im Wasser lernt und nicht am Beckenrand.

Zweitens: Lernen muss eine gute Erfahrung sein. Denn kontinuierlich schlechte Erfahrung lässt Kinder den Spaß an einem lebenslangen Lernen relativ früh verlieren.

Drittens: Kinder müssen gestärkt werden, damit sie den Herausforderungen des Lebens gewachsen sind und ihre individuellen Freiheit gestalten können.

Das Fazit des Symposiums gestaltete sich somit vielschichtig.

Eines der wichtigsten Ergebnisse war die Feststellung, dass das Zusammenkommen unterschiedlichster Berufe und Eltern das gegenseitige Verstehen der jeweiligen beruflichen Rahmenbedingungen und auch familiären Nöte fördert. Unter Einbezug und Vernetzung aller mit der Erziehung Beschäftigten können die Erziehung und das Wohl der Kinder am besten und am förderlichsten gelingen. Das Symposium hat aufgezeigt, dass die Kenntnisse der kinderzentrierten Alltagspädagogik und die Vorteile der Zusammenarbeit auch der Schulen mit den Eltern zugunsten des Kindes grundsätzlich vorhanden sind. Leider fehlt oft der Mut, dieses Wissen umzusetzen. Druck und Angst werden überall gespürt und hindern, die eigenen Erkenntnisse in der Arbeit oder im Zusammenleben mit Kindern im Alltag umzusetzen. In den Workshops am Nachmittag wurde dieses offen ausgesprochen.

So endete das Symposium auch nachdenklich. Nachdenklichkeit deshalb, weil überall so viel Angst vorherrscht. In allen Formen der Begleitung von Kindern ist sie präsent. Angst vor Vorgesetzten, Kolleginnen und Kollegen, vor den Eltern, vor den Kindern, vor dem System an sich, die Meinung der Anderen, gesellschaftlichen Anforderungen, dem Wahlvolk oder dem Nutzen der eigenen Spielräume, um nur einige Nennungen aufzuzählen.

Es bleibt somit die Hoffnung, dass die auch stark geäußerte Begeisterung über die Inhalte des Vortrags von Otto Herz über den Symposiumstag heraus überwiegt. Es ist die Begeisterung, dass schon viele richtige Wege eingeschlagen sind und dass vieles in der Alltagspädagogik mit jungen Menschen anders gestaltet werden kann und oft auch muss. Es bleibt somit die Hoffnung, dass dieser Begeisterung der Teilnehmenden der Mut folgt, die jeweiligen Ängste im Alltag zu überwinden. Es ist der Mut, den

wir alle brauchen, damit unsere Kinder auch in allen beruflichen und familiären Betreuungsformen in eine Zukunft aufbrechen, in der sich die jungen Menschen individuell und gut entwickeln können. Simone Slezak, Assistentin der Abteilung der Kinder-, Jugend- und Familienhilfe der Inneren Mission München (www.im-muenchen.de/kinderjugendfamilie) ergänzt abschließend für die Jugendhilfe - der Mann ist super. Auch wenn die Beispiele und Bilder von Herrn Herz manchmal etwas übertrieben scheinen, spricht Otto Herz das aus, was wir in der Kinder- und Jugendhilfe längst machen - und uns aber immer wieder selber vergewissern müssen. Die Kinder- und Jugendhilfe kann durch ihren subjektzentrierten Ansatz viele Brücken bauen helfen. Im Schulalltagsbetrieb zwischen den Kindern, in der Zusammenarbeit der Schulen mit den Eltern oder um ein kinderfreundliches Klima in den Schulen aufzubauen. Die Kinder- und Jugendhilfe könnte eine Schnittstellenfunktion übernehmen und eine Erziehungs- und Bildungspartnerschaft zwischen allen an der Bildung und Erziehung der Kinder Beteiligten anleiten. Es ist längst überfällig, dass Schulen und Kinder- und Jugendhilfe automatisch und zum Wohl der Kinder zusammenarbeiten“.

Kai T. Garben

40 Jahre Sonnenhof

Vom Schülerwohnheim zum Kinder- und Jugendhilfeverbund

Für den Kinder- und Jugendhilfeverbund Sonnenhof stellt der 23. Mai 1972 ein denkwürdiges Datum dar. An diesem Tag vor nunmehr 40 Jahren gründete der Circus und Schaustellerseelsorger Eugen Stegmann den Verein „Schülerwohnheim Sonnenhof der Circus- und Schaustellerseelsorge“. Eugen Stegmann wollte es damals möglich machen, dass auch Circus- und Schaustellerkinder an einem Ort beschult werden konnten und nicht „auf der Reise“ in die Schule gehen mussten.

Käme Pfarrer Stegmann heute in „seinen“ Sonnenhof, würde er ihn nicht mehr wiedererkennen. Aus dem Schülerwohnheim von 1972 ist eine moderne Erziehungshilfeeinrichtung geworden, in der schon seit vielen Jahren keine Circus- und Schaustellerkinder mehr betreut werden.

Wie hat sich der Sonnenhof von 1972 bis heute entwickelt?

Am 6. September 1972 wurde das Schülerwohnheim nach mühevoller Vorarbeit in Feuchtwangen-St. Ulrich eingeweiht und nahm seinen Betrieb auf. Es wird übermittelt, dass Pfarrer Stegmann im Kampf mit den deutschen Behörden geäußert haben soll, es sei 10-mal leichter ein Kinderheim im Kongo (wo er als Missionar tätig war) zu errichten, als ein Schülerwohnheim in Deutschland.

In den ersten Jahren waren im Sonnenhof zwischen 60 und 70 Schausteller- und Circuskinder untergebracht. Die Leitung des Heimes lag bei Pfarrer Stegmann, 10 Mitarbeitende, davon 4 im Erziehungsbereich, kümmerten sich um die Kinder.

Im November 1975 übernahm Pfarrer Gottfried Pangritz die Circus und Schaustellerseelsorge. Ihm ist es zu verdanken, dass die Betreuung der Kinder im Sonnenhof in professionelle Hände gelegt wurde.

Ab 1. September 1977 übernahm der Diakon Karl-Heinz Jurklies die Heimleitung. Es wurden Gruppen eingerichtet, die jeweils ein Stockwerk des ehemaligen Hotelkomplexes bewohnten. Mit ihm kamen drei ausgebildete Erzieherinnen in den Sonnenhof und die Platzzahl wurde auf 45 Kinder festgelegt.

Trotz der Reduzierung der Kinderzahl wurde es im Haus zu eng, außerdem sollten die Speisesäle, in denen bisher noch gegessen wurde, aufgelöst werden. So bekam das Haus, nach gründlicher Vorplanung 1983 einen Anbau, in dem sowohl die Küchen, die Essräume und die Gruppenräume für drei Gruppen ihren Platz fanden.

Im Herbst 1983 wurden dann 3 Familiengruppen eröffnet, in denen die Kinder in Lebensgemeinschaft mit ihren Erziehern betreut wurden. Im gleichen Jahr wurden sechs heilpädagogische Plätze in den Wohngruppen eingerichtet.

Im Mai 1984 tritt Gottfried Pangritz als Circus- und Schaustellerseelsorger in den Ruhestand, seine Stelle übernimmt Wolfgang K. Leuschner.

Am 1. September 1987 übernimmt Günter Schmidt von Karl-Heinz Jurklies die Leitung des Sonnenhofes.

Ab September 1989 bietet der Sonnenhof für Jugendliche in Ausbildung das betreute Einzelwohnen an. In den beiden Wohngruppen erhöht sich die Zahl der Mitarbeiter auf 4 pro Gruppe.

Von Mai 1993 bis März 1994 war der Sonnenhof eine Baustelle, gebaut wurde ein Doppelwohnhaus für zwei Familiengruppen.

Im Juni 1996 erhielt der Sonnenhof eine neue Betriebserlaubnis als nunmehr heilpädagogisches Kinder- und Jugendheim und wird damit eine Einrichtung der Erziehungshilfe.

Seit September 1996 bietet der Sonnenhof ambulante Erziehungshilfen wie Erziehungsbeistandschaft und sozialpädagogische Familienhilfe in Stadt und Landkreis Ansbach an.

In den folgenden Jahren stand nun die Konsolidierung und konzeptionelle Weiterentwicklung der bestehenden Arbeit im Vordergrund. Ausgebaut wurden in dieser Zeit vor allem die ambulanten Hilfsangebote, die z.B. durch die Einführung der sozialen Trainingskurse für Jugendliche und junge Erwachsene ergänzt wurden.

Im Jahr 2000 wechselte das Amt des Schaustellerseelsorgers von Wolfgang Leuschner an Ulrich Krämer.

Die erste Heimaußenstelle wurde im September 2005, in Form einer Erziehungsstelle für 3 Mädchen, in Diebach eröffnet.

Im März 2008 begannen die Planungen für das bisher größte Projekt des Sonnenhofs, dem Neubau der beiden Gruppenhäuser für die Heimwohngruppen.

Als weitere Außenstelle kam im August 2010 die Erziehungsstelle Busch in Dombühl zu den Hilfsangeboten des Sonnenhofes hinzu.

Im November 2010 konnten die beiden Wohngruppen ihre neuen Häuser beziehen.

Aus der Erziehungsstelle in Diebach ist zwischenzeitlich eine Mädchenwohngemeinschaft geworden, die für 4 Mädchen ab 14 Jahren eine zeitlich begrenzte Heimat bietet. Seit April 2011 wird die Wohngemeinschaft als therapeutische Gruppe geführt.

Und wie geht es weiter?

Nichts ist so sicher wie der Wandel, dieses Motto kann auch für den Sonnenhof gelten. Bei der Schilderung der Veränderungen im Sonnenhof können nur die wesentlichen Meilensteine der Entwicklung angeführt werden. Nicht zu beschreiben ist die tägliche Kleinarbeit, all die Entwicklungen und Veränderungen die weniger markant, aber dennoch nicht weniger wichtig waren. Dazu zählt der Wechsel im Bereich der Mitarbeiterschaft genauso, wie rechtliche und konzeptionelle Änderungen in der Arbeit. Auch weiterhin muss, der Sonnenhof den Finger auf dem Puls der Zeit haben und sich an die Entwicklungen und die Bedürfnisse der Kinder und Familien in unserer Gesellschaft anpassen.

Wir im Sonnenhof sind bereit, uns auch weiterhin den Herausforderungen zu stellen und uns, wo nötig weiter zu entwickeln, um ein zeitgerechtes und passendes Hilfsangebot für Kinder, Jugendliche und ihre Familien zu bieten.

Günter Schmidt



Diakonie 
Bayern

Augenblick mal..
- denken Sie an sich -

Landesfachtagung 2012
24. Oktober 2012
Herzogsägmühle

Evangelischer Erziehungsverband in Bayern e.V.

Landesfachtagung
2012

Augenblick mal.....
- denken Sie an sich -

Alles ist wichtig, jeder will volle Zuwendung und Verständnis, alles muss schnell gehen. Im pädagogischen Kontakt mit jungen Menschen und deren Familien wird von uns allen - neben der fachlichen Kompetenz und einer annehmenden Haltung – Kritikfähigkeit und Ausgeglichenheit gefordert. Wir müssen hoch belastbar sein, Konflikte erkennen, ausgleichend wirken und dabei sollen wir stets präsent und freundlich bleiben.

So oder so erleben wir die Arbeitswelt heute: Viele Erwartungen und Ansprüche prallen aufeinander, es ist nicht immer leicht, sich selbst und/oder auf seine Kolleginnen und Kollegen zu achten, eigene Bedürfnisse und Belastungen zu erkennen, sich selbst wahrzunehmen und – gesund zu bleiben. Oft genug bleiben die eigenen Bedürfnisse und Wünsche nachrangig oder auf der Strecke. Vielleicht erleben Sie sich auch gelegentlich in einer Situation „zwischen allen Stühlen“ und haben den Eindruck, dass sich niemand so recht dafür interessiert wie es Ihnen geht?

Nicht nur in Zeiten von Personalmangel, Fluktuation und älter werdenden Mitarbeitern sind Zufriedenheit, Motivation und Gesunderhaltung von großer Bedeutung. Wir laden ein, darüber nachzudenken, wie es gelingt, Ressourcen (wieder-)zu entdecken, zu aktivieren und (neue) Handlungsmöglichkeiten zu entdecken

Mit dieser Landesfachtagung stellen wir uns also selbst in den Mittelpunkt. Wir wollen auf die Suche gehen nach Dingen, die wichtig sind, sowohl für das Arbeitsleben als auch für die private Zeit. Wir beschäftigen uns mit Fragen zum persönlichen Umgang mit Stress und Belastung, mit Überlastung und eigenen Strategien zum „gesund bleiben“.

Im gemeinsamen Nachdenken, Essen, mit vielen Anregungen und praktischem Tun wollen wir es uns gut gehen lassen und neue Kraft schöpfen.

Christian Oerthel
1. Vorsitzender

Bernhard Zapf
Geschäftsführung

Die Tagung beginnt mit einem Referat

Positive ArbeitsGestaltung Positives ArbeitsErleben

Referentin: Doris Laugwitz - Hamburg
Diplom-Sportwissenschaftlerin, INQA-Demografieberaterin,